


**PAULSCHULTZE-NAUMBURG
KULTURARBEITEN BAND 7
Die Gestaltung der Landschaft
durch den Menschen. 1. Teil**



HERAUSGEGEBEN VOM KUNSTWART

PAUL SCHULTZE-NAUMBURG
KULTURARBEITEN 
DIE GESTALTUNG DER LAND-
SCHAFT DURCH DEN MENSCHEN

I. TEIL (BAND VII)

I. WEGE UND STRASSEN

II. DIE PFLANZENWELT UND IHRE BEDEUTUNG IM
LANDSCHAFTSBILDE

II. TEIL (BAND VIII)

III. DER GEOLOGISCHE AUFBAU DER LANDSCHAFT
UND DIE NUTZBARMACHUNG DER MINERALIEN

IV. WASSERWIRTSCHAFT

III. TEIL (BAND IX)

V. INDUSTRIE

VI. SIEDELUNGEN

HERAUSGEGEBEN VOM KUNSTWART

POLITECHNIKA ŚLĄSKA
KATEDRA ZABUDOWY OSIEDLI



BEI GEORG D. W. CALLWEY IM KUNSTWART-VERLAGE
ZU MÜNCHEN 1916





101. / R

PAUL SCHULTZE-NAUMBURG
KULTURARBEITEN
BAND VII



PAUL SCHULTZE-NAUMBURG
KULTURARBEITEN // BAND VII:
DIE GESTALTUNG DER LAND-
SCHAFT DURCH DEN MENSCHEN
I. TEIL

HERAUSGEGEBEN VOM KUNSTWART



BEI GEORG D. W. CALLWEY IM KUNSTWART-VERLAGE
ZU MÜNCHEN 1915

3
20

DRUCK VON
KASTNER & CALLWEY
MÜNCHEN



126896

1505/09

DEM VORSITZENDEN
DES BUNDES HEIMATSCHUTZ
FREIHERRN TILO VON WILMOWSKI
AUF MARIENTHAL
IN ERINNERUNG AN JAHRE ANREGENDER
GEMEINSAMER ARBEIT

INHALT

I. TEIL

	Seite
Einleitung	9
I. Wege und Strassen	25
II. Die Pflanzenwelt und ihre Bedeutung im Landschaftsbilde	77
Wälder	79
Hain und Busch	136
Allee	141
Nadelholz	183
Einzelbaum	227
Ackerbau	266
Hecken	282
Oedland	293

II. TEIL

III. Der geologische Aufbau der Landschaft und die Nutzbarmachung der Mineralien	5
Die Tektonik der Erdoberfläche	8
Felsen und Gestein	23
Steinbrüche	71
Kohlengruben und Moorstiche	92
IV. Wasserwirtschaft	99
Fischfang	108
Verkehr	113
Kraftanlagen	113
Wassergewinnung	164
Bewässerung	194
Abwässer	196
Wasserbau	203
Seen und Teiche	265
Brücken	277

III. TEIL

	Seite
V. Industrie	1
Technische Betriebe	1
Eisenbahnen	47
Bergbahnen	65
VI. Siedelungen	73
Landschaftlich architektonische Raumgedanken	85
Städte	145
Dörfer	171
Das Hotel	183
Einzelbauwerk	195
Ruinen	210
Burgen	249
Türme	263
Friedhöfe	267
Denkmäler	299
Reklame	315
Namen	311
Natur-Verschönerung	326

EINLEITUNG

Der Mensch lebt nicht vom Brote allein

DER Titel, den ich diesem siebenten Bande der Kulturarbeiten gegeben habe, ist, wie ich fürchte, eine Schwelle geworden, über die ein jeder Leser erst einmal stolpern muss. Landschaft? Gestaltung? Ja, was können wir denn dazu tun?

Ein Buch über die deutsche Landschaft kann natürlich von sehr verschiedenen Seiten aus angefasst werden. Man könnte beginnen mit dem Werdegang unserer Erde, soweit sie Mitteleuropa betrifft; könnte darstellen, wie die Alpen ein Faltengebirge sind, das sich erst in der Tertiärzeit vollendete, wie das Wasser sie zersägte und zerschnitt, wie sich die verschiedenen Gesteine verschieden dabei benahmen, und wie sich so das Angesicht der Erde bildete. Das wäre eine Aufgabe für den Geologen, die oft und gut gelöst ist. Aber die Gestaltung durch den Menschen hat hierbei nichts zu tun.

Man könnte auch beginnen mit der Beschreibung des Landes — wie Wasser und Meer verteilt sind, wo

Flüsse fließen, Tiefland sich ausbreitet, Städte sich angesiedelt haben, und wo unzugängliche Gletschereinsamkeit herrscht. Das wäre die Art, wie der Geograph die Aufgabe lösen würde, und wenn ein gewaltiges „Abbildungsmaterial“ zusammengebracht würde, könnte es ein illustrierter Führer durch die Schönheiten Deutschlands werden. Keines von allen soll dies Buch sein, und ich wählte mit Absicht das Wort „Gestaltung“, um damit die Verantwortung zu betonen, die wir alle für das Angesicht unseres Landes tragen. Denn der Mensch ist es, der ihm den Ausdruck verleiht, sobald er es ganz seinen Zwecken unterworfen hat, wie es bei unserem Vaterlande der Fall ist.

Natürlich gibt es auch in Deutschland eine Reihe von Landschaften, die heute noch genau so aussehen, wie in uralten Vorzeiten. Dahin gehören vor allem die Hochgebirge, deren Erscheinung der Mensch auch heute noch nichts anzuhaben vermochte, ferner der Spiegel der Seen, solange kein Fahrzeug sie durchfurcht, die Meeresküste, soweit keine Strandbefestigungen angelegt sind, hie und da vielleicht einige Stückchen ursprünglicher Heide, und endlich die zwei, drei Orte, an denen Reservate für Urwald gehalten werden. Das sind aber auch wohl die einzigen Orte, die unverändert durch Menschenhand geblieben sind. Im übrigen dürfte nicht ein Stück Erdoberfläche in Deutschland mehr so aussehen, wie es vor der Kultivierung durch Menschenhand der Fall war, denn

alles, was wir sonst um uns sehen, vom Forst bis zum Feld, von der Wiese bis zum Mühlenwehr, ist Menschenwerk oder doch Natur, von Menschenhand gebändigt und verändert. Das aber, was im eigentlichen Grunde die Triebfeder zu all den Veränderungen war, ist nach Schillers altem und so oft zitiertem Wort der Hunger, der den Bau einstweilen noch zusammenhält, oder mit anderen Worten: es ist die Nutzbarmachung der Erdoberfläche, die der Mensch beständig mehr und tiefer durchwühlt und durchfurcht, rodet, düngt, bebaut, beerntet und — verwüftet.

Wenn man sich die Methoden klar macht, die der Mensch eingeschlagen hat, um sich der Erdoberfläche zu bemächtigen und sie seinen Zwecken dienstbar zu machen, so sieht man, dass es in grossen Zügen betrachtet, sechs Betätigungsarten sind, mittels derer er sich das Land unterwarf: Wege- und Strassenanlagen, forst- und landwirtschaftliche Nutzbarmachung der Pflanzenwelt, der Abbau der Mineralien, die Wasserwirtschaft, die Industrieanlagen mit den Schienenstrassen und schliesslich das gesamte Gebiet der Bauwerke, die der Mensch auf der Erde errichtete. So betrachtet werden alle Veränderungen der Erdoberfläche zu der durch Menschenhand gestalteten Landschaft; das Feld und die Wiese nicht minder als die Grossstadt, die heute vielleicht auf demselben Boden steht, der vor einem halben Jahrhundert selbst noch Wiese und Acker war. Diese scheidet natürlich hier aus unserer Be-

trachtung aus, da bei der Vorstellung des Begriffs Landschaft die „freie Natur“ nicht entbehrt werden kann.

Ein jeder weiss, was für Güter wir der Nutzbarmachung der Erde verdanken, und es erübrigt sich, ein hohes Lied auf die Kulturtaten der Menschheit zu singen. Eher scheint es mir am Platze, heute über ein zu viel des Guten, eine Monomanie der Nutzbarmachung zu reden, die die Menschheit befallen zu haben scheint. War früher die Nutzbarmachung die Befriedigung eines Bedürfnisses, so ist sie heute mancherorten zum Selbstzweck geworden.

Man sucht der Erde alles zu entreissen, was sich nur irgend verkaufen lässt, ohne sich von der Erwägung anfechten zu lassen, ob man bei dieser von jedem Bedenken freien Methode nicht Güter zerstört, die uns keines Menschen Hand je wieder ersetzen kann, Güter, die sich letzten Endes vielleicht als wertvoller erweisen, als die Werte, welche man dabei gewonnen hat.

Der Wilde schätzt den Gegenstand nur, wenn er ihn fressen, der moderne Mensch, wenn er seinen Wert mit einer Geldsumme bezeichnen kann. Aber mit den ersten Ansätzen der Gesittung dämmert bei jenem die ehrfurchtsvolle Ahnung von dem Göttlichen in der Natur, und vielleicht kommt auch unseren Mitmenschen wieder einmal eine Ahnung davon, dass es immer noch wichtigere Dinge gibt, als das, was sich verkaufen lässt, und dass Verkaufswaren zwar Materialien für die Notdurft des

Lebens, aber keine Güter bedeuten, die selbständig Glück zu verleihen vermöchten.

Eines der beglückendsten Geschenke, die uns gegeben sind, ist das Begreifen der Erscheinungswelt als Schönheit. Denn Schönheit, mag sie in den letzten Zeitläufen noch so niedrig in Kurs gestanden haben, bedeutet für den Menschen unersetzlichen Lebensinhalt. Wir können vielleicht den Begriff des Schönen nicht ganz genau festlegen, können sogar die Beobachtung aufstellen, dass die Menschen zu verschiedenen Zeiten sich in ihren Vorstellungen von dem, was schön sei, sehr widersprachen, aber es bleibt stets bestehen, dass sie immer wieder zu der Natur da draussen zurückkehren müssen, dem rauschenden Bache, dem flüsternden Walde, zu dem gestirnten Himmel, dessen Weite und Erhabenheit uns aus kleintlichen Alltagsgedanken erlöst und uns den Zusammenhang mit dem Ewigen wieder neu zu fühlen gibt. Ja, je mehr die Zeit den Menschen ihre Wohnplätze in der Grossstadt angewiesen hat, um so stärker ist die Sehnsucht nach der Tröstung durch die freie Natur geworden. Es ist zwar objektiv nicht richtig, wenn die Behauptung aufgestellt worden ist, erst die Grossstadt hätte das Verständnis für die freie Natur geschaffen, aber es kann nicht geleugnet werden, dass sie erst die Wertschätzung dessen, was sie zerstörte, zu einem allgemeinen Heisshunger gesteigert hat. Es ist allerdings gar nicht so leicht, zu sagen, worin das Wesen der landschaftlichen Schönheit eigentlich liegt.

Soweit das Gefühl eines kultivierten Menschen auch ausgebildet sein mag, das auf die feinsten Unterschiede reagiert, so dass es wie eine falsche Note in einem Musikstück eine hässliche Erscheinung in der Natur, mag sie räumlich auch unbedeutend sein, als eine Störung, zum mindesten als einen Fremdkörper empfindet, so schwierig, ja so unmöglich ist es, einen brauchbaren Kanon zu schaffen, nach dem die Schönheit in der Natur zu messen wäre. Bei einem Hause gelingt es zur Not, an der Hand seiner erklärbaren Vorzüge den Beweis seiner Vortrefflichkeit zu bringen. Wir können von seiner wirtschaftlichen Brauchbarkeit, der Haltbarkeit seiner Konstruktion, der Klarheit seiner Grundrisse sprechen, sobald wir aber auf das engere Gebiet der Schönheit kommen, muss schon stark an das dunkle Gefühlsleben appelliert werden, das sich schlecht mit logischen Sätzen meistern lässt. Man kann zur Not von dem behaglichen Ausdruck, der vornehmen Haltung des Hauses sprechen, was ja aber schon mehr mit dem Gefühl als dem Verstande erkannt werden muss. Bei der Landschaft aber versagt diese Art der Beweisführung vollkommen, ja es scheint sich Logik in das Gegenteil zu verkehren. Denn es ist dasselbe Lustgefühl, das sich bei einer drohenden Wetterwolke, unheilbringenden Wasserwogen, zerrissenen unfruchtbaren Felsmassen, ragendem zerstörten Gemäuer, ja einem alten verfaulenden Weidenstamme regt, wie das bei einem in Blüte stehenden Obstgarten, dem Ähren-

wogen der reifenden Felder oder im Dome hochstämmiger Buchen.

Wir wissen, dass wir jede freie Natur, und sei es die ödeste, als schön empfinden, solange sie durchaus ursprünglich, d. h. unberührt von Menschenhand, ist. Sie kann vielleicht durch Abwesenheit von allem gegenständlich Abwechselnden langweilig werden. Aber auch in der grössten Einöde sorgt Gott dafür, dass der Himmel mit seinen Wolken und seinen Gestirnen, die Sonne mit ihrem Licht und dem Schatten der Dämmerung da ist, und seltsame, anziehende Bilder und erhabene Erscheinungen vor unser Auge zaubert.

Nur irrten wir, kämen wir zu dem Schluss, dass allein die Natur, solange sie unberührt von Menschenhand bleibt, schön sei. Unser Buch soll vor allem von der Schönheit der berührten Natur, ja von der vom Menschen umgeschaffenen Natur, dem kultivierten Lande handeln, von der wir wissen, dass sie uns reichste Schönheit geschenkt hat. Es kommt nur auf das richtige Zusammengehen der gesamten toten und lebendigen Natur mit Menschenwerk an, damit die höchsten Güter unseres Landes nicht Schaden leiden. Wir müssen versuchen, die notwendige Harmonie begreifen zu lernen, die zwischen kurzen menschlichen Zwecken und einem uns verborgenen allwaltendem Gotteswillen bestehen muss. Und damit dies geschehe, scheint irgendein guter Engel über uns zu walten, der dafür sorgt, dass das Begreifen der Schönheit unserer

Natur und eine heisse Sehnsucht nach ihr in unserer Brust nicht allzu lange schlummern darf. Es ist, als ob er zum Schutz über den Menschen wachte, dass sie sich nie zu lange der abgeschlossenen Bequemlichkeit ihrer warmen, geschützten, trockenen Behausungen überlassen, um dort als vertrocknete Rationalisten der Lebensnotdurft zu enden. Mit Verweichlichung und Krankheit bedroht er den Stubenhocker, und als Glücksprämie lässt er ihm dagegen von draussen die seligen Gefühle winken, die jeder dort durchleben kann, wo Menschenwerk die ursprüngliche Natur noch nicht vergewaltigt, sondern wo sie eine schöne Ehe geschlossen haben, der reicher Segen entsprosst. Aber nicht allein der einzelne verdankt ihr seine schönsten Stunden, auch die Nation bedarf dieser Schönheit, wenn sie im Innern gesund bleiben soll. Denn die Liebe zum Vaterlande wächst besser und fester an, wenn sich ihr Wälder, Wiesen und Felder darbieten, als wenn sie ihre Wurzeln auf dem harten Pflaster und den kahlen Brandmauern der Grossstadt schlagen muss.

Und so glauben wir, dass wir eine ernste Pflicht zu erfüllen haben, wenn wir für die Erhaltung unserer Natur und gegen die gedankenlose und so oft gänzlich unnütze Zerstörung des Landes mit allen Kräften eintreten.

Wenn wir erkannt haben, dass der Mensch die Landschaft gestaltet, so entsteht ganz von selbst die Frage,

wie sie wohl ausgesehen haben mag, noch ehe der Mensch umbildend an sie herantrat. Dies weist für uns in vorgeschichtliche Zeiten. Denn gewisse Spuren müssen wohl auch schon die Ureinwohner hinterlassen haben, wenn diese auch in nicht viel mehr als Rodungen bestanden haben können. Eine der ersten geschichtlichen Quellen über unser Vaterland ist bekanntlich die Germania des Tacitus, der die damaligen Bewohner als ansässige Stämme schildert, die das Nomadentum schon überwunden hatten, bei denen aber Viehwirtschaft und Jagd immer noch die Grundlagen der Volksernährung bildeten. Ackerbau war zu seiner Zeit schon vorhanden, wenn er auch auf das eigentliche Landschaftsbild wenig Einfluss gewonnen haben kann, denn die Worte „Wälder und Sümpfe“ bilden bei Tacitus die eigentliche Charakteristik des Landes, von dem er behauptet, dass es für Obstbäume wahrscheinlich zu rauh sei.

Das frühe Mittelalter zeigt bereits das Bild eines dem Menschen unterworfenen Landes. Wohl breiten sich noch unermessliche Wälder aus, wohl sind die Sümpfe noch nicht ausgerottet, aber schon durchfurchen rohe Strassen und Wege überall erkennbar das Land, schon stehen überall Siedlungen als festbegrenzte Burgen, Städte und Dörfer, schon ist der „Bauer“, der das Feld bebaut, eine typische Figur. Mit geringen Unterbrechungen vollzieht sich der Umwandlungsprozess in ein Kulturland die Jahrhunderte hindurch. Bauernkriege verheeren das Land,



und von der Zeit des Dreissigjährigen Krieges wird uns erzählt, dass Deutschland einer Wüste geglichen hätte. Aber auch diese Wunden vernarben, und das 18. Jahrhundert gestaltet das Land zu einem lachenden Garten. Mögen die Wälder auch noch dichter und ausgedehnter gewesen sein, als heute, können die Wege auch noch nicht den Kunststrassen von heute geglichen haben, so dass man bei Regen bis tief an die Radachsen versank — das Ödland war bezwungen und Felder und Wiesen umgaben weit und breit die menschlichen Ansiedlungen. Nach allen bildlichen und schriftlichen Urkunden, die uns in grosser Zahl erhalten sind, muss etwa um die Mitte des Jahrhunderts das Land die Züge getragen haben, die uns vertraut sind, und die wir lieben. Nur dass es als Ganzes weit harmonischer war, da all die hässlich und kopflos erbauten Häuser unserer Tage fehlten, da eine einheitliche und gefestigte handwerkliche Bautradition dafür sorgte, dass die verhältnismässig wenigen Erzeugnisse klare und einfache Züge trugen. Eine intensive Ausnutzung des Landes war noch nicht geboten, die Industrie lag in ihren ersten Anfängen und ihre Anlagen hatten noch den Stempel des natürlich aus dem Boden Gewachsenen. Bei ihrem geringen Umfang, dem Fehlen der Dampfmaschine und ihrer Beschränkung auf Wind- und Wasserkräfte, war es verhältnismässig leicht, sie in Harmonie mit ihrer Umgebung zu bringen, wenn man auch heute an den wenigen Resten noch bewundern muss, mit welch

sicherem Takt es geschah. So bildete sich in dieser Zeit die Form unseres Vaterlandes, wie wir es als Ideal mit uns herumtragen, sobald wir von ihm schwärmen und wie es unsere grossen Künstler und Dichter gesehen und festgehalten haben. Als einer der frühesten tat dies Goethe, zugleich aber in einer Form, die bis heute noch nicht übertroffen ist. Man sehe daraufhin bloss einmal in den Werther, um zu begreifen, mit welchem alles umfassenden Sinne er den Zauber unserer deutschen Heimat begriffen hat.

Im 19. Jahrhundert änderte sich zuerst wenig an diesem Bilde, denn auch die „neue Zeit“ begann zaghaft und es dauerte lange, ehe sich die geistigen Veränderungen dieser gedrückten und politisch flauen Zeit körperlich aufprägten. Wenn auch von den vierziger und fünfziger Jahren an die Kunst der Architektur zusehends verfiel, so war einerseits ihre Tätigkeit unter dem allgemeinen Druck nicht sehr umfangreich, andererseits lebte im Bauhandwerk immer noch soviel Erinnerung an die gute alte Schule, dass das Gesamtbild in diesen Jahren durch die Bautätigkeit nicht entstellt wurde. Erst als nach dem glücklichen Ausgang des Krieges 1871 ein rasch aufgeblühtes nationales Bewusstsein neuen Mut und Unternehmungsgeist aufschiessen hiess, das Volk rasch und kräftig wuchs und eine wirtschaftliche Entwicklung sondergleichen eintrat, entfaltete sich überall eine so kraftvolle Betätigung, dass sich die allgemeine Veränderung auch im Landschafts-

bilde zeigte. Eisenbahnen zerschnitten in zahllosen Linien das Land und zerlegten das Schachbrett der Felder, die vorher nur von schmalen Wegen begrenzt waren. Die Städte, die sich bisher kaum mit mehr als mit bescheidenen Landhausstrassen und Gärten vor ihre alten Wallmauern gewagt hatten, setzten in raschem Wachstum einen Jahresring nach dem andern aussen an, der bald die alte Stadt zum kleinen Kern werden liess. Die Dörfer verloren ihren durch die Jahrhunderte mit eigensinniger Bauernkonsequenz bewahrten Charakter, und suchten ihr Vorbild in den ordinär aufgeputzten Zinsvillen der neuen Städte, während ihre Wirtschaftsanlagen eilig mit schlechten Surrogaten aufgebaut und eingedeckt wurden. Die Wälder, die man noch soeben als die heiligen Dome deutscher Freiheit gepriesen und besungen hatte, wichen bald dem beschleunigten Umtrieb moderner Bewirtschaftung, die aus dem in engem Verband gepflanzten Nadelhölzern raschen Ertrag herauszupressen wusste. Die Felder und Flurgrenzen, die nach uraltem Abkommen in rhythmischem Wechsel das Land durchzogen, wurden durch schematisch vorgenommene Zusammenlegungen begradigt, und mit ihnen fielen Busch und Baum, Hecke und Gehölz, das vorher in malerischem Wechsel die Flur mit charakteristischen Merkmalen durchsetzt hatte, mit ihnen wieder fielen die Brutstätten von Myriaden gefiederter Säger und Insektenverspeisern. Jeder Flusslauf, der vormals zwischen Erlengebüsch seinen Weg gezogen, wurde

zum Kanal, an dessen Ufern man nichts Grünes mehr duldete, und jeder Bach, der sich durch das Wiesengelände schlängelte, wurde begradigt und zu einem in Zement gefassten Rinnsal.

Die Industrie nahm ganze Länder in Beschlag, und trug keinen anderen Gedanken, als nur in möglichst kurzer Zeit möglichst viel finanzielle Werte herauszuholen. Für das, was ohne Not und gedankenlos zerstört wurde, war kein Verlustkonto angelegt, und an die Möglichkeit, auch die Industrieanlage schön und harmonisch zu gestalten, dachte man nicht. Die anfangs unbeabsichtigte Verheerungsmethode steigerte sich allmählich zu einer allgemeinen Manie, die alles Überkommene hasste, bloss weil es nicht neu war, gleich, was für unwiederbringliche Werte es bergen mochte. Kein schöner grosser Baum war mehr seines Lebens sicher, denn man sah in ihm ein Hindernis, um das man herumlaufen musste, und wenn er weit abseits von jedem Wege stand, so sagte man, dass er alt sei und deshalb sterben müsste.

So kam das 20. Jahrhundert heran, und auf seiner Schwelle ruhte sich das vom Wettlauf atemlose Volk einen Augenblick aus, und schaute um sich. Noch hörte es nicht auf die vereinzelt Stimmen, die riefen: Was tut ihr? Aber langsam schwollen die Stimmen an, und wurden zu einem Chor der Warner, und manch einer wurde gedankenvoll, wenn er ihn hörte. War es am Ende doch wahr, dass man über dem Wichtigem das Wichtigere ver-

gass, dass man für Ersetzbares Unersetzliches drangegeben hatte? Keine Bewegung in der Tiefe eines Volkes entsteht ohne allgemeinen Zusammenhang mit der inneren Entwicklung des Volkes und es ist kein Zufall, dass die Gedanken, die sich zum Teil unter dem Namen „Heimatschutz“ zusammenfanden, zeitlich mit Ideen zusammengehen, die ein neues Volksethos schaffen wollten. So standen Männer auf, die mit Besorgnis auf den drohenden körperlichen Verfall des Volkes sahen und die Forderung stellten, dass durch Körperübungen und Wettkämpfe ein neues stahlhartes Geschlecht heranwüchse. Man wies auf die in ein enges französisches Korsett gezwängten Frauen und Mädchen und forderte, dass auch sie in freier und gesunder Leibesschönheit aufwüchsen, um Mütter von starken Männern sein zu können. Man räumte auf mit viel Stubenhockerei und mit vielem Unfreien und mit vieler hässlicher Prüderie, und wurde wieder seines Körpers froh, wie es alle grossen Völker gewesen waren. Man erkannte einen alten Feind, den Alkohol, und wies der Jugend reinere und edlere Lebensfreuden, als die unsrer russischen Nachbarn. Ein Besinnen, ein Umkehren war über unser Volk gekommen, so wie ein toller Draufgänger edlen Blutes wohl auch in jugendlichem Unverstand eine Weile dahinstürmt, bis plötzlich ein Ereignis kommt, das ihn nachdenklich macht, und er umgewandelt und als ein Mann sich am nächsten Tage erhebt. Er hat seine Prüfung bestanden und sich wieder selbst gefunden. —

War diese Methode, die Landschaft zu gestalten, die einzig richtige und notwendige? War es wirklich der einzig mögliche Ausdruck der neuen Zeit, zwang das neue Wirtschaftswesen unausweichlich dazu, diese Wege einzuschlagen oder wäre es möglich gewesen, neue Ziele und alte bewährte Methoden zu vereinigen? Trägt überhaupt die beginnende Verwüstung der landschaftlichen Schönheit zur Erhöhung der Ertragnisse bei, und steht nicht am Ende das allgemeine nationale Wohl mit ihr in Widerspruch?

Solche Zusammenhänge aufzudecken, und die Tätigkeit des Menschen an der Umgestaltung der Erdoberfläche auf ihre wirtschaftlichen und allgemeinen ethischen Werte zu untersuchen, ist Zweck des Buches.

I.

WEGE UND STRASSEN

WIR beginnen mit der Betrachtung der Wege, weil sie bei der Kultivierung eines Landes den ersten Schritt bedeuten. Das Nötigste für den Menschen, der zum ersten Male unbetretenes Land beschreitet, ist die Bahnung des Weges. Der Weg ist das Kennzeichen, ob ein Land von Menschen bewohnt oder ob es einsam ist. Er gibt dem Landschaftsbilde in Feld und Wald eine Einteilung, an ihn reihen sich die Besiedlungen, Brücken und Baumpflanzungen, und wo immer hell und dunkel, grün und rot aneinander stossen, immer bildet der Weg in irgendeiner Form die Konturen. So bildet er immer gleichsam das grosse Rückgrat der Kultur, an das sich die weiteren Glieder ansetzen.

Die Wege unseres Landes bestehen aus zwei Arten: die allmählich im Gebrauch entstandenen und die einheitlich ersonnenen Kunstwege. Jene sind die älteren und wirken selbst wie ein Stück Natur, während diese zum grössten Teil der neueren Zeit angehören. Der ursprüngliche Weg entwickelte sich aus dem getretenen Pfad, den der tastende Fuss des Menschen als Verbindung zweier Punkte fand. Er wird daher keine gerade Linie bilden, ähnlich wie sich eine aus freier Hand gezeichnete Linie

von der mit dem Lineal gezogenen unterscheidet. Auch in der tellerflachen Steppe wird einer, der von einem Punkte aus auf ein Ziel, etwa einen Baum in der Ferne zustrebt, keine schnurgerade Bahn beschreiben; ein unbedeutendes Hindernis im Wege, ein Grasbusch, eine Pfütze, eine Unaufmerksamkeit des Schreitenden ergeben kleine Schwankungen. Der erste, der den Pfad geht, hinterlässt nur die Stapfen seines Fusses, die nächsten folgen ihnen und treten eine Spur, bis aus der Wiederholung mehrerer paralleler Spuren sich ein Weg herausbildet. Ist das erste Ziel erreicht, und soll der Weg auf ein zweites weiterführen, so wird er auch diesem wieder geradlinig zustreben. Liegen die drei Punkte, wie es in den meisten Fällen wahrscheinlich ist, nicht auf einer Geraden, so wird ein Winkel entstehen. Schieben sich grosse Hindernisse zwischen die Ziele, etwa ein Flusslauf oder ein Hügel, so wird sich der Weg ihnen möglichst eng anschmiegen und eine Kurve bilden. Viel komplizierter werden die Verhältnisse, wenn der Weg die Ebene verlässt und unebenes Terrain überwinden muss. Die geradlinige Verbindung hört dann meist ganz auf, da sich der Pfad dem Gelände anpassen muss, um die Höhe und Tiefe unter bester Benutzung aller Unebenheiten zu verbinden. Dieses Anschmiegen an das Gelände ergibt eines der belebendsten Motive der Kulturlandschaft. Denn trotzdem sie Menschenwerk sind, drängen sie sich uns nicht als solches auf, sondern sie scheinen noch ein Stück der

Natur selbst zu sein, da sie dem Zufälligen noch Raum lassen, und die Phantasie nicht durch starre geometrische Linien einschnüren, die für ihre schlichten Zwecke vollkommen unnötig wären.

Da es sich bei alledem um Dinge der Anschauung handelt, lässt sich das Erläutern an Bildmaterial nicht entbehren, ja es erscheint als das einzig Fruchtbare, da es zum eigenen Sehen und Beobachten in der Natur verleitet. So möchte ich aus diesem Grunde den Schwerpunkt auf das Abbildungsmaterial legen, das, wenn man es in logische Entwicklung geordnet hat, schon oft allein so stark spricht, dass man sich mit wenigen erläuternden Worten begnügen kann. Man betrachte Abb. 1.

Die meisten werden heut noch an einem solchen Stück Natur vorübergehen, ohne dass ihnen ein Moment zur Besinnung käme, dass sie hier vor etwas Schönem und als charakteristisches Teil unseres Vaterlandes in hohem Grade Erhaltenswertem stehen. Damit soll nicht behauptet werden, dass es sich dabei um etwas Seltenes oder gar Einziges in seiner Art handle. Im Gegenteil, dieses Stück Landschaft bedeutet durchaus etwas häufig Wiederkehrendes, ja Typisches. Es ist gleichsam das tägliche Brot der deutschen Landschaft, aber gerade deshalb darf es den Tausenden nicht genommen werden. Die Führung der beiden sich hier trennenden Wege ist nicht allein natürlich dem Gelände angepasst und zwar durch die Auswahl von viel tausend tastenden Füßen, die sich hier



Abbildung 1

ihre Bahn suchten, sondern die schlichte Erfüllung einfacher praktischer Forderungen hat wie von selbst auch die schöne Form gefunden. Denn der hier entstehende und dem Auge sichtbar werdende Rhythmus der Linienführung ist von leiser verhaltener Schönheit, die allerdings nur dem offenbar wird, der sich bemüht, die schlummernden Kräfte der anschwellenden und leise verklingenden Linien als Wohlklang zu empfinden und zu genießen. Man gehe der feinen Melodie des linken Weges nach, wie sie ausklingend leise den Horizont begleitet und paraphrasiert wird durch die vorgeschobene Mauer des fernen Waldes, während die schwere und gedrungene Führung des rechten Weges ihr Widerspiel in der mächtigen Masse der vorderen Baumgruppe findet. So betrachtet, wird der gesamte tektonische Aufbau einer Landschaft zum Rhythmus. Diesem nachzuspüren und ihn mit allen Sinnen, wenn auch unbewusst in sich aufzunehmen, ist das stärkste Miterleben an der aussermenschlichen Natur.

Auch Abb. 2 zeigt ein Bild, das durchaus keine Seltenheit oder gar Einzelfall der deutschen Landschaft ist, sondern das einen häufig wiederkehrenden Typus der mit Lehm und Humusboden überdeckten Erosionstäler bildet. Die Grundform der Schönheit dieses Wald- und Feldlandes ist etwas von der Natur Geschaffenes, aber der gestaltende Mensch hat sie sichtbar gemacht. Er rodete den Wald, verwandelte den Boden in Ackerland, teilte Felder ein und grenzte sie ab, so dass heute ihre wogen-



Abbildung 2

den Linien die ansteigende Fläche bis zu der fernen Hochebene erfüllen.

Wie ein starkes Rückgrat zieht sich hier der die Felder aufschliessende Weg durch die grüne Fläche zur Höhe hinauf, umbiegt da einen Talkessel, weicht einmal einer Erdwelle aus, teilt sich und verschwindet.

Abb. 3—6 zeigen ähnliche Fälle, die leicht an den reizvollsten Beispielen ins Unendliche vermehrt werden könnten.

Wohin wir kommen, wenn wir die Sorge für die natürlichen Wege den Gärtnern* und Ingenieuren überliessen, zeigen die Abb. 7 und 8, die annähernd gleiche Situationen veranschaulichen. Auf dem ersten Bilde wird man den Weg kaum beachten, weil er als Teil der Landschaft erscheint, der ihr zwar den Reiz der Unberührtheit nimmt, ihr aber auch das für den Menschen so tröstliche Gefühl der Spur des Genossen gibt. Der Weg auf dem zweiten Bilde dagegen erscheint als Fremdkörper, der sich weder dem Rhythmus der Landschaft einfügt noch ihr gar irgendwelchen verstärkenden Klang verleiht. Im Gegenteil — für jeden, der mit dem Gefühl auf Sichtbares auch nur einigermassen reagiert, wird diese Wegführung sich zur unerträglichen Disharmonie steigern, die

* Es sei im übrigen gern und mit besonderer Freude darauf hingewiesen, dass heute auch unter den Gärtnern ein neues Geschlecht aufwächst, mit künstlerisch hellen Augen und dem festen Willen, mit den Sünden der Vergangenheit aufzuräumen.

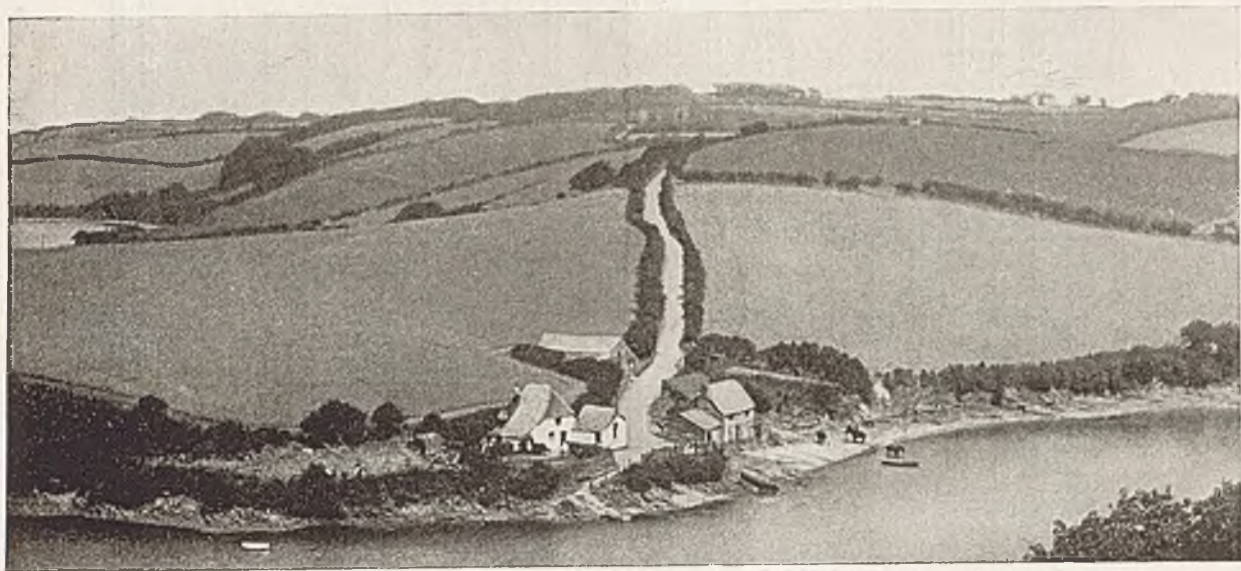


Abbildung 3



Abbildung 4



Abbildung 5



Abbildung 6

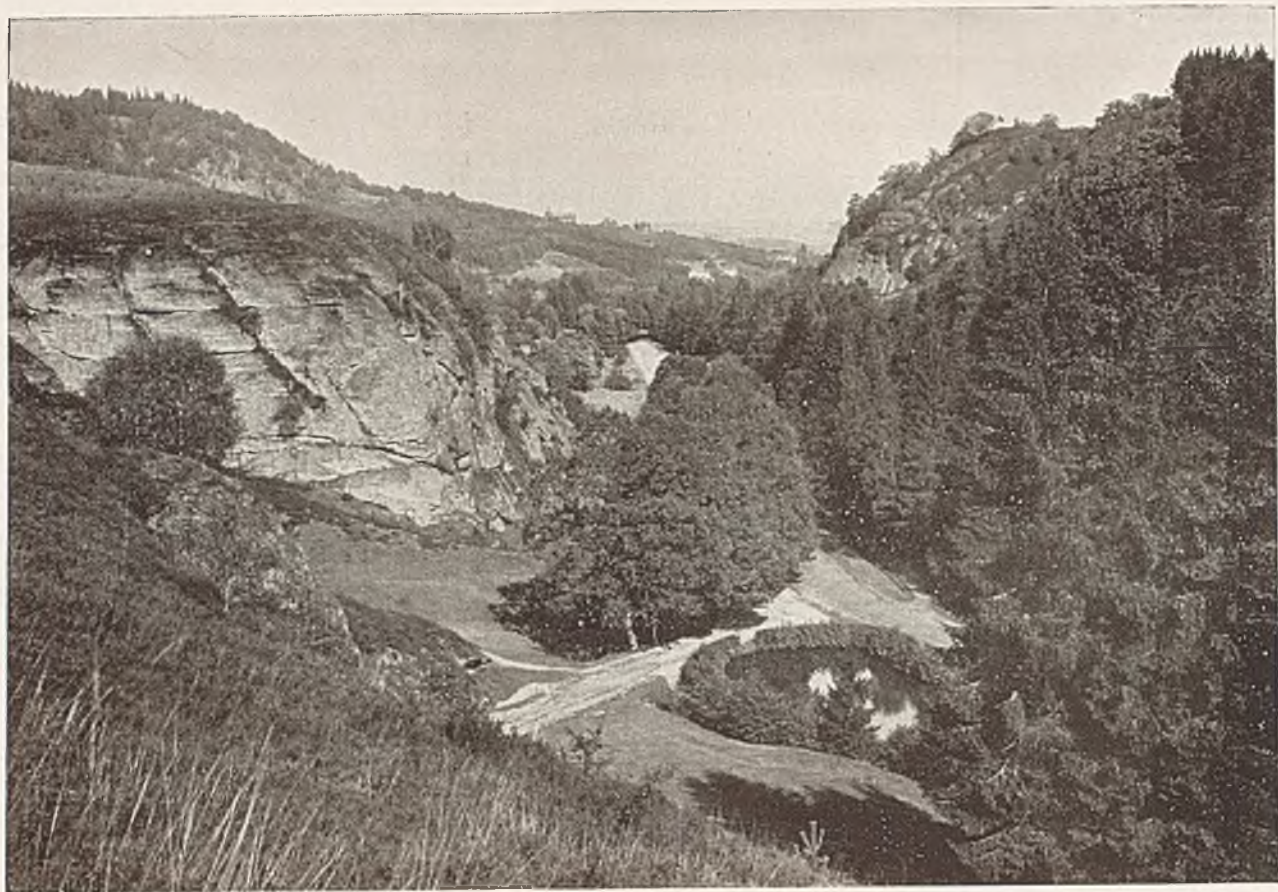


Abbildung 7

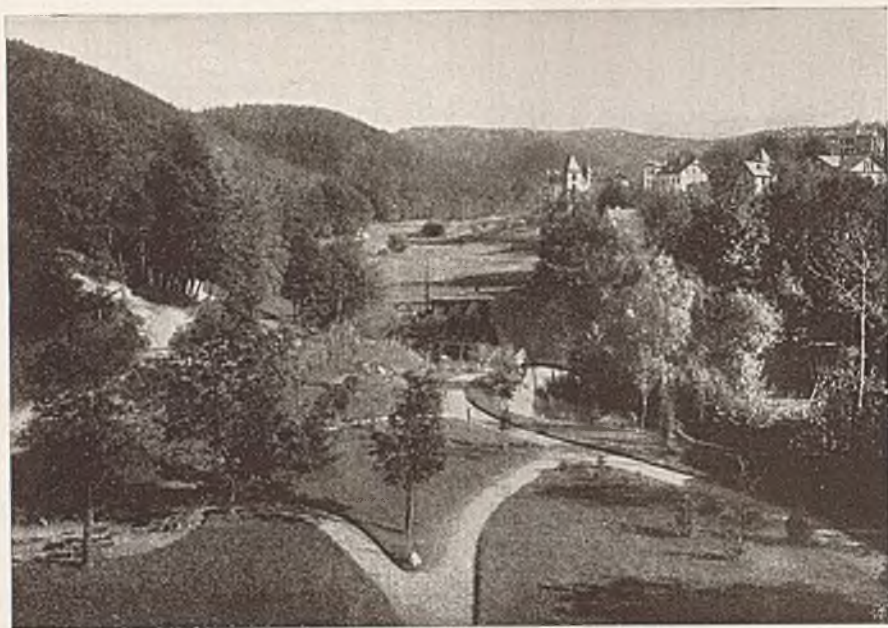


Abbildung 8

noch verstärkt wird durch die Erwägung, dass solche Wege nicht irgendwohin führen, sondern wie betrunken ziellos hin und her schwanken. Ähnliches zeigen Abb. 9 und 10. Auf dem ersteren empfindet man das Menschenwerk nicht als gewaltsamen Eingriff, während auf dem zweiten die kreisförmige und abgezirkelte Linienführung der Gärtnerwege (die allerdings nur durch genaue Beobachtung der zu kleinen Photographie sichtbar werden) die Einheit der Landschaft vollständig aufhebt.

Wenn man die landschaftlichen Reize dieser „natürlichen Wege“ beschreibt, so liegt wohl die Frage nahe, ob diese nicht gerade in ihren Unvollkommenheiten als Weg liegen, ob nicht ein immer weiterer Ausbau unseres Wegenetzes als Kunststrassen wünschenswert sei und ob nicht dadurch der schlichte Landweg schwinden müsse.

Man darf hier nicht die beiden grundsätzlich verschiedenen Begriffe der Landstrasse (früher sagte man Heerstrasse, was für uns immer noch einen hellen metallischen Klang hat, aber durch die Eisenbahn überholt ist) und der schmalen Nebenwege verwechseln.

Seitdem die Automobile aufgehört haben, nur merkwürdige Störenfriede zu sein, sondern der Motorwagen immer mehr die von Schienenbahnen losgelöste allgemeine Fahrzeuggattung bedeutet, haben die Durchgangsstrassen erneute Bedeutung gewonnen, nachdem sie eine Zeitlang durch die Eisenbahnen auf ihr Altenteil gesetzt worden waren. Aber gerade durch sie wird der Gegen-

satz zwischen Durchgangsstrasse und Nebenweg greller beleuchtet, als dies je zuvor der Fall war, und es lohnt, einen kurzen Überblick über die Entstehung unserer Landstrassen zu geben.

Die ursprünglichen Wege waren natürlich immer und überall die Feld- und Verbindungswege, die ihrerseits wieder aus den zu solch erweiterter Benutzung geeigneten Fusswegen und Pfaden hervorgingen. Durch Auswahl und Zusammenführung der bequemsten Fahrwege entstand schliesslich die durchgehende Landstrasse, woraus es sich erklärt, dass sie bei uns auch heute noch so merkwürdige, oft durch nichts Gegenwärtiges mehr motivierte Krümmungen und Umwege machen, dass sie jedes Dorf und jeden Weiler mitnehmen und dass sie oft anscheinend höchst überflüssige Steigungen und Gefälle haben. Am merkwürdigsten zeigt sich diese unübersichtliche Wegeführung in dem konservativsten aller Länder, in England, wo man sich trotz des ganz ausgezeichneten Zustandes der Wegedeckung nur schwer zurechtfindet, weil die meisten Strassen auf alten Verbindungswegen entstanden sind. Es ist ein auffallender Umstand, dass auch dort viele der relativ geradlinig durchgeführten Strassen römischen Ursprungs zu sein scheinen, worauf auch die öfters vorkommenden Bezeichnungen „roman streets“ hinweisen. Bekanntlich gab es die ersten grossen Kunststrassen im Orient, und besonders China soll uralte Strassen haben. Vorbildlich wurde dann das römische



Abbildung 9



Abbildung 10

Strassennetz, das die Hauptstadt mit seiner Welt verband, und in seiner Weise kunstvoll wie unsere Eisenbahnen organisiert gewesen sein muss. Die Linien nördlicher Richtung verliefen durch ganz Germanien, Gallien und Britannien und bildeten jedenfalls die ersten grossen Heeresstrassen durch unser Vaterland.

Merkwürdigerweise kam auch der zweite grosse Anstoss zum Ausbau geradlinig geführter Heerstrassen von lateinischer Rasse und zwar durch Napoleon, der nicht allein in Frankreich vorzügliche Durchgangsstrassen schuf, sondern sie auch in den Ländern einführte, die er seinem Imperium einzuverleiben gedachte. Daher kommt wohl der Name Chaussee, der immer noch bei uns im Gebrauch ist, und den wir doch endlich durch das gleichbedeutende Wort „Landstrassen“ oder „Reichsstrassen“ ersetzen sollten. (Die Bezeichnungen „Provinzialchaussee“ oder „Kreischaussee“, die auf die Behörden hinweisen, denen die Unterhaltung der Strasse unterstellt ist, dürfte als Gattungsbegriff sich kaum einbürgern.)

Seit der Gründung des Deutschen Reiches hat der Ausbau des Wegenetzes ungeahnte Fortschritte gemacht und wird weitere machen. Manche bequeme Verbindung fehlt noch und mancher Feldweg wird noch zur Landstrasse ausgebaut werden. Doch dürfte uns das Bestehenbleiben all der kleinen Pfade, Feld- und Wiesenwege, die unserer Landschaft einen so grossen heimlichen Reiz verleihen, keine Sorge machen, da sie ja ganz anderen Zwecken

dienen, als die grossen Strassen und finanzielle Gründe es ganz von selbst verhindern, dass man zuviel für sie aufwendet. Nicht zu vermeiden ist natürlich das zeitweilige Instandhalten und Aufbessern dieser Wege; es wäre nur dringend zu wünschen, dass dann die Behörden anwiesen oder doch ihren Einfluss dahin geltend machten, dass dabei nicht der Reiz dieser Wege gänzlich unnötig zerstört würde, und nicht allein die Wegeführungen als solche erhalten, sondern auch das geschont würde, was sich rechts und links vom Wege angesiedelt hat.

Ebenso wie es unnötig ist, dass die Feldwege durch Aufbesserung ihres Reizes beraubt werden, ebenso liegt kein Grund vor, dass die Kunststrassen unserer Ingenieure nicht auch ästhetisch befriedigen sollten. Sie taten es auch, solange den Ingenieuren, die im Nebenberuf auch Menschen waren, das nötige Naturgefühl innewohnte. Davon zeugen u. a. einige ältere Alpenstrassen, die vortrefflich mit der Landschaft zusammengehen. Sie entstanden allerdings auch sicher in engerem Kontakt mit dem Boden, als heute, wo das Projekt allein aus den Ordinaten der Höhenaufnahmen auf dem Reissbrett entsteht. Die Eigenschaften, die für eine gute Strasse gefordert werden, sind die nötige Breite, keine zu grosse Steigung oder Gefälle, mässige Krümmungen und die Festigkeit und Ebenheit ihrer Decke. Keine widerspricht irgendwelchen ästhetischen Forderungen, wenn man die Besonderheiten der Landstrasse betonen oder zum Ausdruck bringen will.



Abbildung 11 a

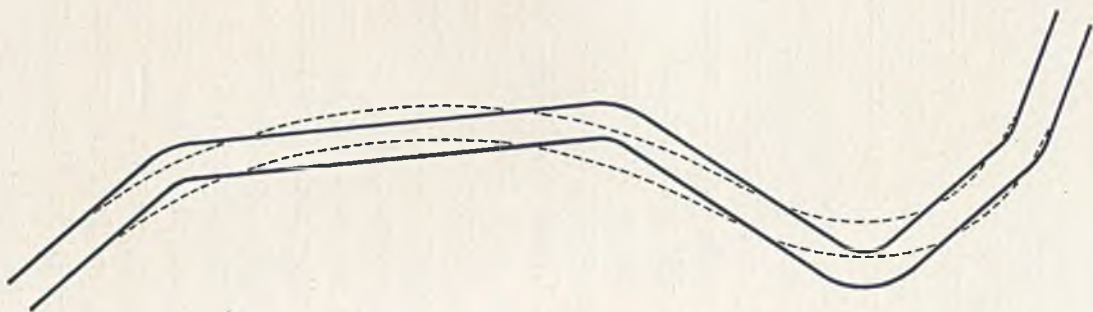


Abbildung 11 b



Abbildung 12

Wenn wir heute neue Landstrassen anlegen sehen, die die Harmonie der Landschaft beeinträchtigen, so können wir sicher sein, dass es Fehler sind, die gegen die oben genannten Fundamentalforderungen verstossen. Dies gilt hier von den Krümmungen der Strassen, die bei fast allen unseren neueren Kunststrassen unzweckmässig und daher unschön angelegt sind. Auch die alten, auf Feldwegen basierenden Landstrassen haben natürlich sehr merkwürdige Krümmungen und Knicke, nur ist ihr Charakter ein ganz anderer und der eigensinnige Rhythmus ihrer Linie nicht mit unseren Geometerstrassen zu vergleichen. Auch beanspruchen sie ja nicht, moderne Kunststrassen zu sein. Diese zeigen nämlich durchweg die Eigenschaft, aus Geraden zusammengesetzt zu sein, die alle durch Kurven mit engem Radius verbunden sind. Eine lange gerade Strasse mit unendlicher Perspektive kann sehr schön sein und die Kurvenstrasse kann sehr schön sein, die in Rede stehenden Strassen sind aber nicht Fisch noch Fleisch und besitzen die praktischen und ästhetischen Nachteile von beiden. Abb. 11 bis 12 wird das üble Prinzip klar machen. Nichts macht eine Strasse unübersichtlicher, zum Fahren ungeeigneter und gefährlicher, als die beständigen kurzen Knicke, die keine Übersicht zulassen, und dem rollenden Gefährt die Stetigkeit seiner Fortbewegung nehmen. Besonders für den Motorwagen sind sie unerträglich. Aber auch das Auge erkennt im Gefühl ihre Unvollkommenheit und wehrt sich gegen den un-



Abbildung 13

natürlichen Zwang, der der Landschaft damit angetan ist. Man betrachte daraufhin die beiden Abbildungen 14 und 15, die beide eine an sich sehr erfreuliche neue Strasse darstellen, die durch die vielen harten Knicke in ihrer Führung ebenso unschön wie unpraktisch ausgeführt ist.

Hierhin gehören auch die beiden Abbildungen 16 und 17. Beide sind insofern interessant, als sie die gleiche Gegend vor und nach der Strassenregulierung darstellen. Hier liegt ein Fall vor, wo ein natürlich gebahnter Weg durch die „Verbesserung“ nicht allein seinen Rhythmus und damit seine Schönheit, sondern auch seine für die Benutzung angemessene Führung verloren hat. Die alte Wegeführung war wahrscheinlich nicht für das moderne Bedürfnis der Durchgangsstrasse geschaffen, die neue ist es aber auch nicht. Dafür hat sie aber auch alle Schönheiten rechts und links vom Wege vernichtet. Das ist ja gerade das Bedauerliche, dass bei all dieser kurz-sichtigen Begradigung der Natur keine Verbesserungen geschaffen werden, andererseits besteht der Trost, dass höhere Zweckmässigkeit nie ein Feind der Schönheit ist, und ein Fortschritt der Technik aus rein sachlichen Erwägungen oft wieder auf die Pfade alter Schönheit zurückführt. Der zunehmende Autoverkehr wird sicher mit der Zeit die Auflösung der in Knicken aneinandergesetzten Geraden in grosse Kurven erzwingen.

Wie gut Kunststrassen sich dem Rhythmus der Land-

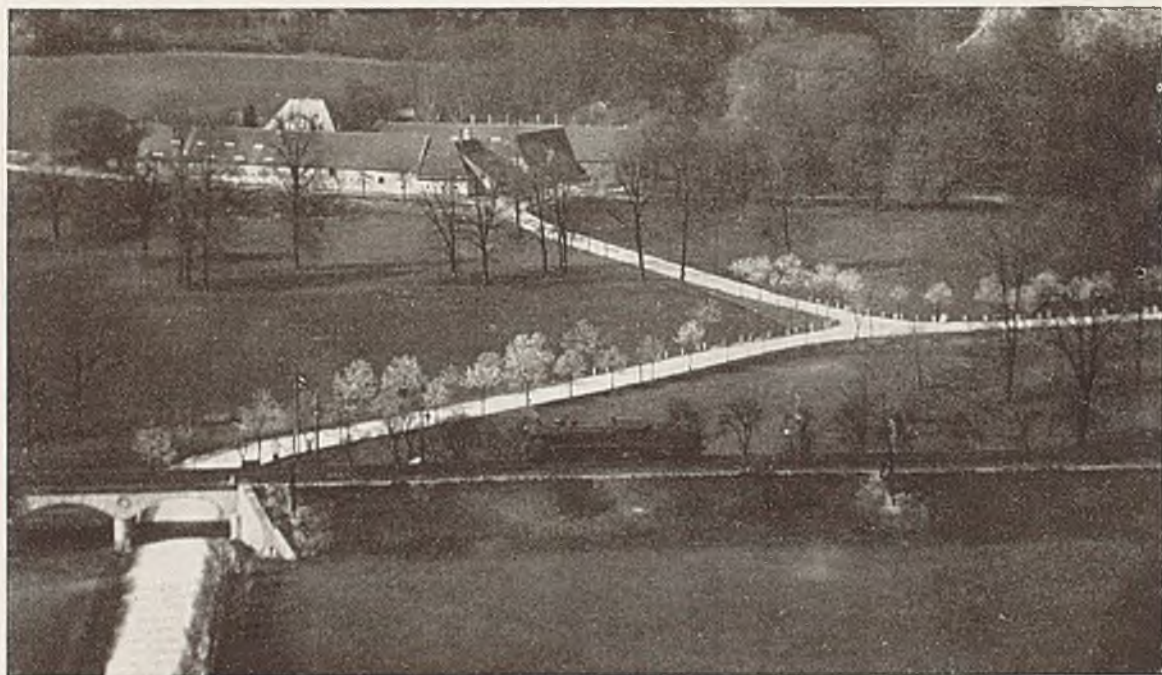




Abbildung 15

schaft auch unter schwierigen und komplizierten Verhältnissen anpassen können, wenn sie praktische Forderungen mit den Gesetzen einfacher natürlicher Schönheit vereinigen, zeigen die beiden Bilder 18 und 19. Die mächtigen Schwingungen, die wie Schlangen zur Höhe hinaufgleiten, bringen uns das Gefühl des in die weite Ferne Schweifens zum Bewusstsein und erzeugen einen ganz eigenen Rhythmus von starker Bewegung, beruhigt durch den Gegensatz der die Landschaft abschliessenden Horizontalen.

Besonders schöne Anpassungsformen an das Gelände zeigen eine Reihe glücklich angelegter Gebirgsstrassen, von denen man wohl behaupten kann, dass sie einen neuen hohen Reiz in das Naturbild hineinragen.

Wir sehen hier überall, dass sich die geschwungenen Linien der Wege gut dem vielgliederten Rhythmus der freien Bergnatur einfügen. Andererseits wissen wir aber, dass auch schnurgerade Strassen schön sein können, und es gilt deshalb zu untersuchen, wo die gerade Strasse am Platze ist. Man kann annehmen, dass eine jede Form, die sich natürlich aus echten Bedürfnissen ergibt, auch ästhetisch ihre Berechtigung mitbringt. Die gerade Strasse ergibt sich ganz von selbst in der Ebene, wo zwei Orte durch eine Kunststrasse miteinander verbunden werden sollen und kein Grund zur Krümmung vorliegt. Dies ist sehr häufig in der Nachbarschaft von Architektur, die mit langen Achsen arbeitet; deshalb wird die gerade Allee das natür-

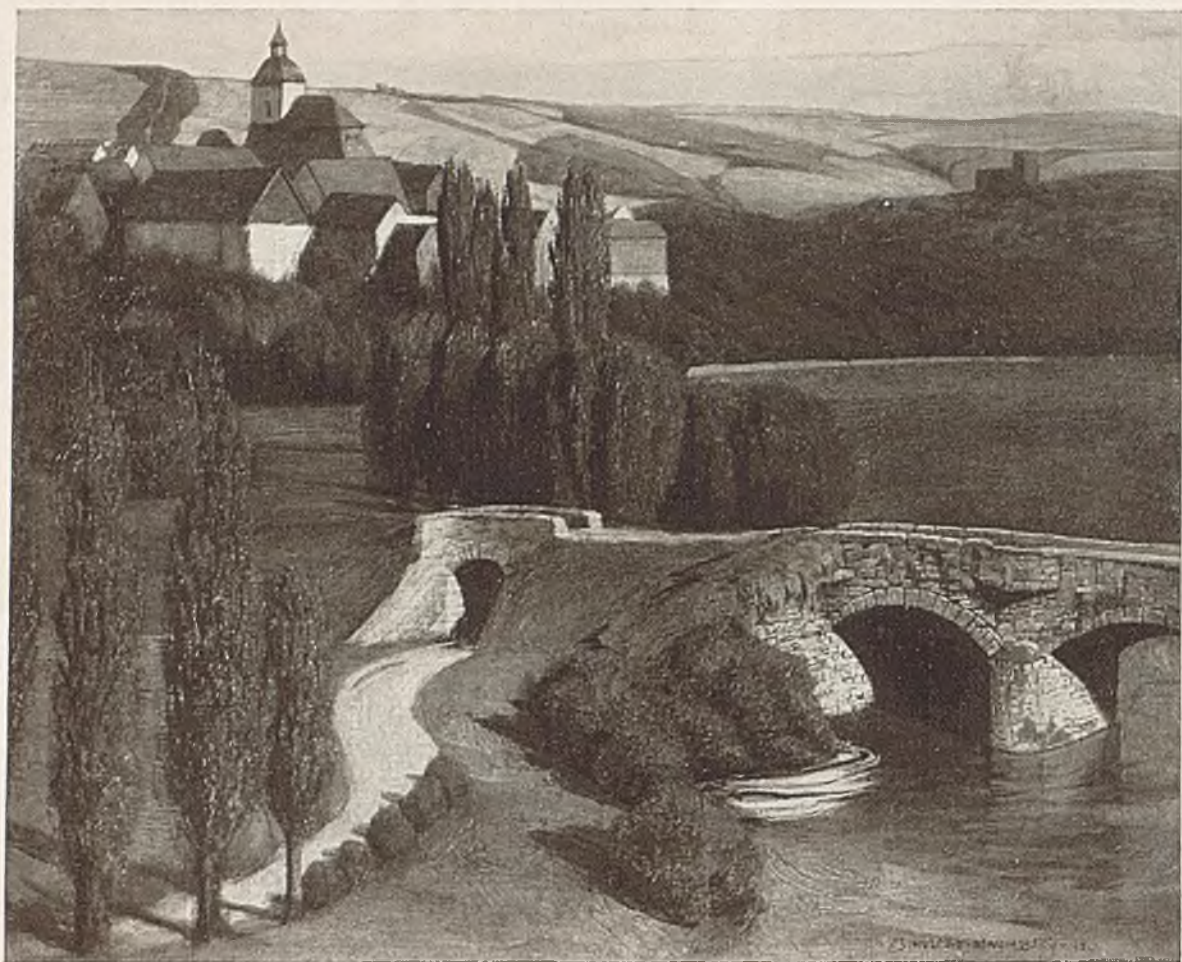


Abbildung 16

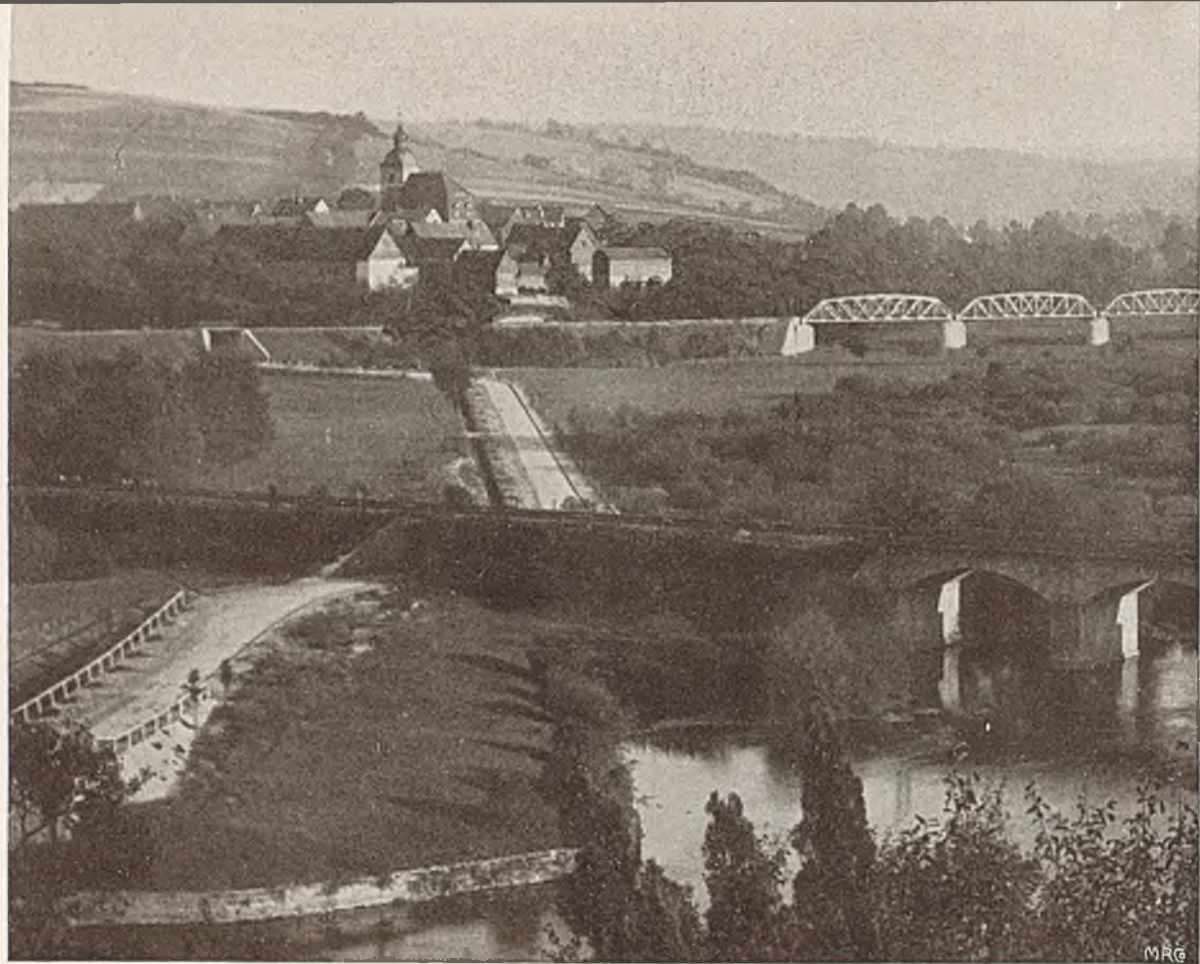


Abbildung 17



Abbildung 18



Abbildung 19

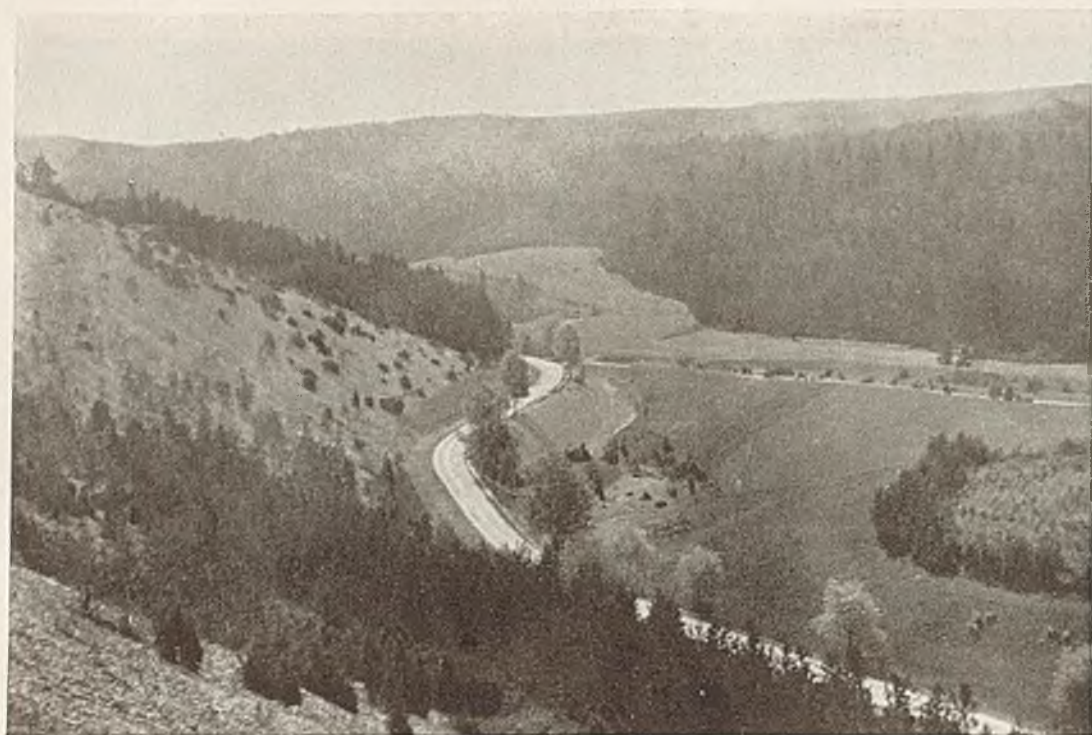


Abbildung 20



[Abbildung 21



Abbildung 22



Abbildung 23

liche bei allen achsialen Anlagen des Städtebaues, in architektonisch gehaltenen Parks und Gärten sein. Aber auch in der freien Landschaft finden wir wundervolle schnurgrade Alleen, die besonders überzeugend wirken wenn sie zu einem sichtbaren Ziele hinführen. (Abb. 24.) Allerdings erfordert eine solche Anlage die Ebene, damit sich die unendliche Perspektive sichtbar vor dem Auge des Beschauers abrollt. Es braucht sich dabei um keine horizontale Ebene zu handeln; auch auf der schiefen Ebene kann die gerade Allee in der glücklichsten Weise verwendet werden, wie etwa die lange Auffahrtsrampe zu einem Schlosse auf einem Hügel Abb. 25 zeigt.

Sehr schlecht dagegen verträgt sich eine schnurgrad angelegte Strasse und ein freies, bewegtes Hügelgelände. Rein gefühlsmässig wird man sofort inne werden, dass hier zwei Arten von Rhythmus auftreten, die sich so wenig vereinigen lassen wie Wasser und Öl. Es ist das eine Beobachtung, die nicht allein bei Wegen, sondern bei allen Arten von Kunstanlagen zu machen ist, und es ist deshalb für die Gestaltung der Landschaft von entscheidender Bedeutung, ob die Planung von dem Rhythmus der Landschaft ausgeht, oder ob sie ihm verständnislos gegenübersteht und sie ignoriert. Schon auf rein logisch konstruktivem Wege wird man sogleich erkennen, dass die praktische Forderung einer möglichst gleichbleibenden Steigung (oder auch möglichst gleichmässiger Horizontalführung) dazu nötigt, sich in Kurven dem gewachsenen

Terrain anzupassen. Frühere Zeiten taten das bei fast allen einheitlich neuangelegten Strassen, so dass in den meisten Fällen eine schön geschwungene, manchmal auch seltsam gekrümmte Kurve entstand. Nur wählte man früher den Neigungswinkel der Strasse ziemlich steil, so dass man heute oft gezwungen ist, solche Höhenstrassen mit geringeren Steigungen umzubauen, um dem modernen Grundsatz des möglichst geringen Kräfteverbrauchs gerecht zu werden.

Obgleich man früher sicher nicht über einen solchen Reichtum an Zugtieren oder gar motorische Kraft verfügte wie heute, ging man doch viel weniger sparsam mit ihnen um und verbrauchte sie daher sehr rasch, ohne viel Wert darauf zu legen. So gibt es auch bei den alten Strassen einige von eigensinnigen Machthabern gebaute, die quer durch ein Hügelgelände annähernd in einer Richtung beständig bergauf und bergab führten und auf diese Weise zwar eine ziemlich kurze Verbindung herstellten, aber auch eine harte Aufgabe für Menschen und Tiere bildeten. In ihrer Wirkung im Landschaftsbilde sind sie nicht so günstig als die dem Gelände angepassten Kurvenstrassen; immerhin bilden sie aber noch Schlangenlinien, wenn diese auch in einer senkrecht gedachten Ebene liegen. Ganz übel wurden erst die mit modernen Machtmitteln gebauten Strassen, die den Weg wie eine Eisenbahntrasse behandeln, die Höhen durchstachen, dass sich hohe, kahle Schnittflächen bildeten, und die Senkungen mit Böschungen zu-

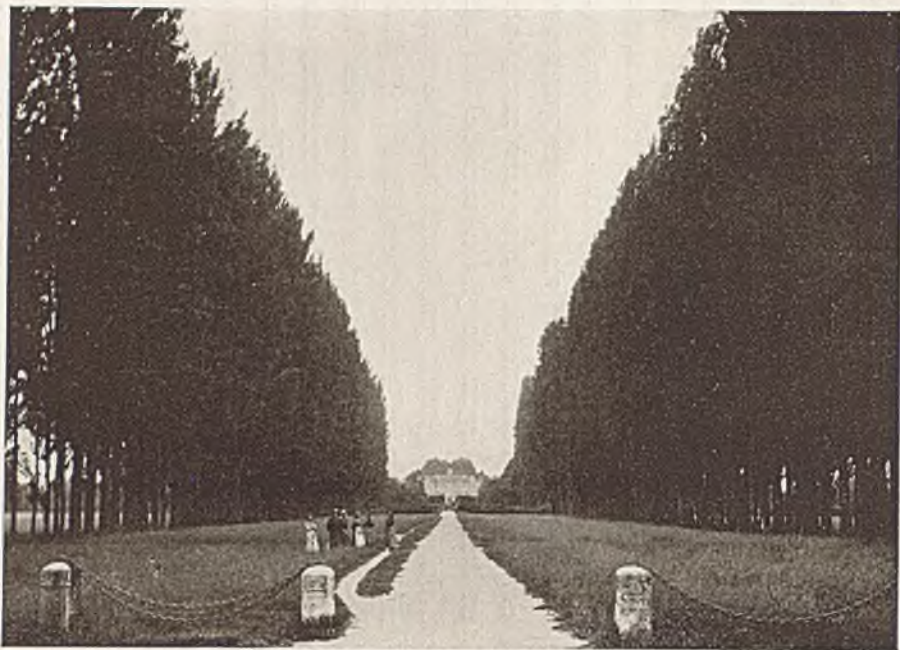


Abbildung 24



Abbildung 25

schütteten, so dass sich eine harte, mit dem Lineal gezogene Linie bildete. Innerhalb freier Landschaft mit bewegtem Bodencharakter bilden solche Strassen Fremdkörper, die sich nimmermehr mit der Natur amalgamieren werden.

Ausser den eigentlichen Kunststrassen bilden aber noch all die zahllosen Fusswege, Steige und Treppen (die wir schliesslich auch zu den Wegen rechnen müssen) ein gewichtiges Kapitel der Landschaft. Hier haben die älteren Zeiten, die scheinbar oft wenig planmässig, aber mit feinstem Anpassungsgefühl für die Natur, mit sicherstem Beherrschen des Handwerks und mit uralter Erfahrung für die Wirkung des Materials vorgingen, eine sehr glückliche Hand gehabt. Es gibt kaum etwas Reizenderes, als die Auflockerung und Auflösung von Gärten, Anlagen, Weinbergen, Friedhöfen oder auch freiem Berggelände mit Treppen und Steigen, wie wir sie aus dem 17. und 18. Jahrhundert besitzen. Ein paar Abbildungen werden besser als Worte zeigen, mit welchem Stilgefühl hier der gestaltende Mensch vorging. Neuere Zeiten haben dem leider nicht annähernd gleiches entgegenzusetzen, weil die früher instinktiv gewonnene Erkenntnis verloren gegangen war, dass ein solcher Weg, Pfad oder Treppchen, wenn er einstmals zu einem Stück der Natur selbst werden soll, sich nicht allzuweit von den Formen der Natur entfernen darf. Es liegt eine bittere Ironie darin, dass gerade die Zeiten, die hiergegen am schlimm-



Abbildung 26



Abbildung 27



Abbildung 28



Abbildung 29

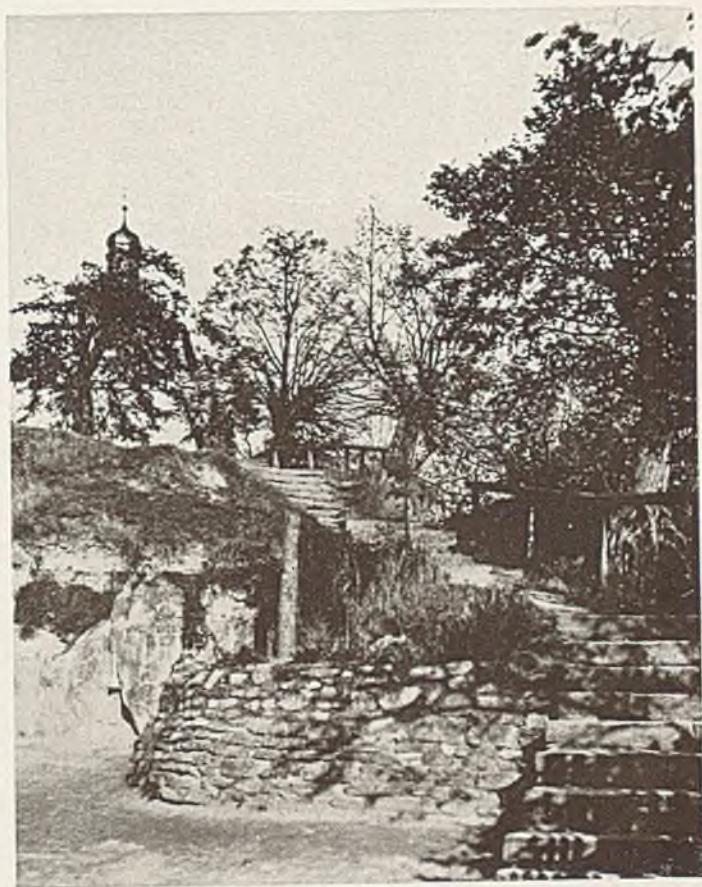


Abbildung 30

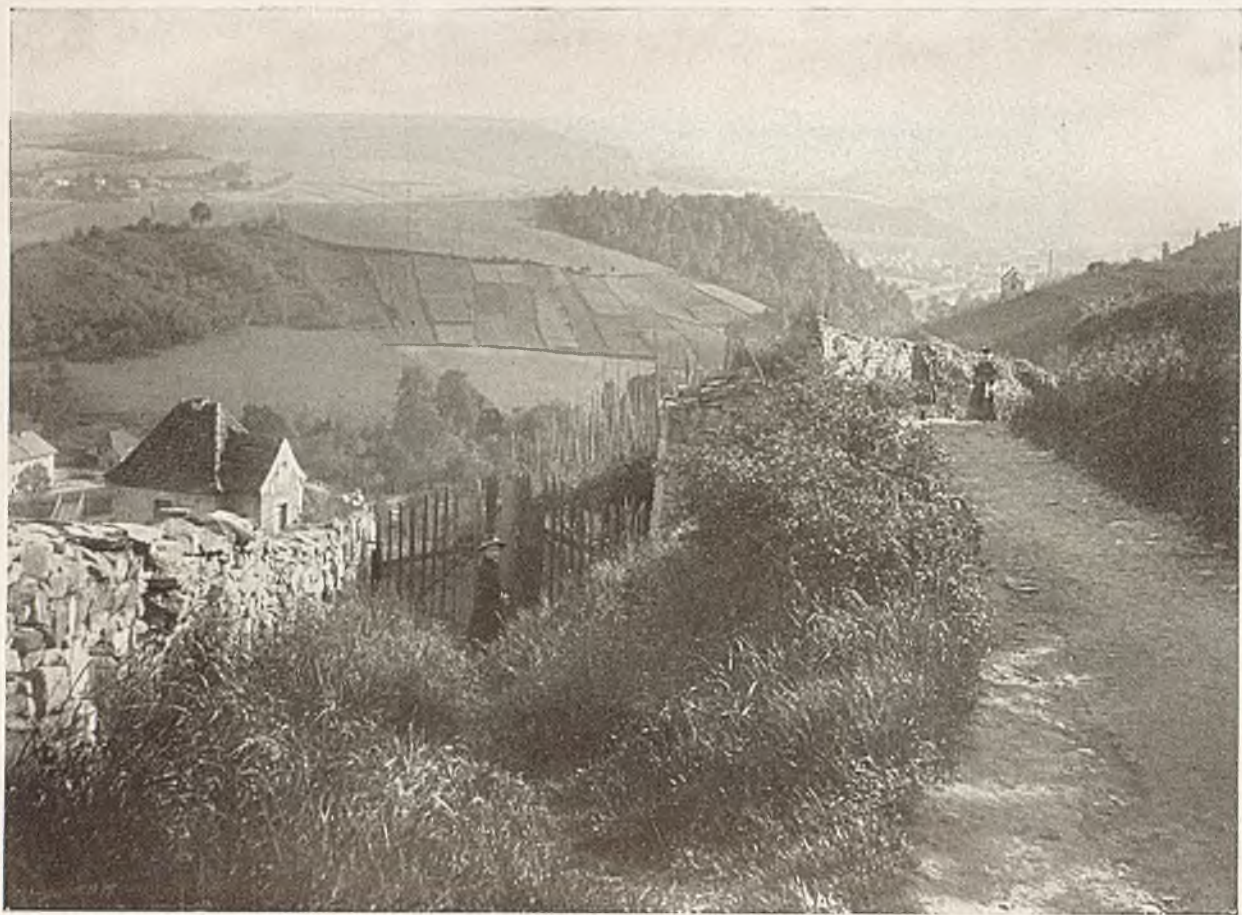


Abbildung 31

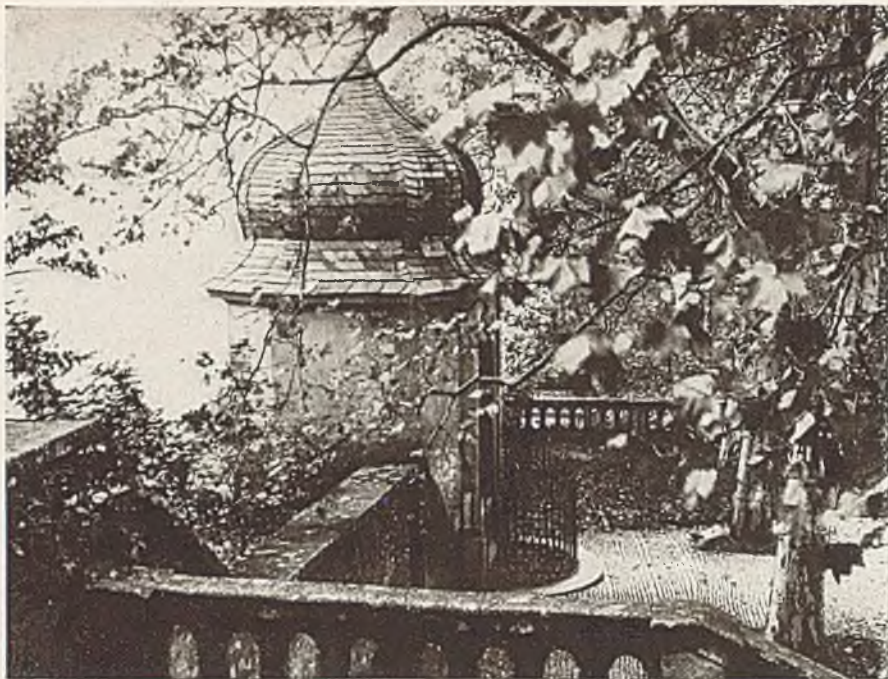


Abbildung 32



Abbildung 33

sten sündigten, dort, wo architektonische Umgebung geometrische Formen gefordert hätten, zu künstlich „natürlichen“ griff.

Abb. 33 zeigt, dass auch gut befestigte Promenadenwege ihren besonderen malerischen Reiz nicht zu entbehren brauchen, wie jede Kunstgestaltung, wenn das Besondere ihrer Erscheinung stark zum Ausdruck gebracht wird. Man wünscht hier in keiner Weise die Wiederholung der Eigentümlichkeit, die wir auf den vorigen Bildern auf Feldwegen sehen, sondern gerade in der klaren architektonischen Begrenzung liegt hier die charakteristische Schönheit, deren Genuss nur verstärkt werden kann durch das instinktive Gefühl von hoher Zweckmässigkeit.

II.

DIE PFLANZENWELT
UND IHRE BEDEUTUNG
IM LANDSCHAFTSBILDE

DIE Natur sorgt dafür, dass aus der Oberfläche der Erde, deren tektonischen Aufbau wir hinnehmen müssen, Gras, Kraut und mancherlei Pflanzen aufkeimen und wachsen. Die räumlich gewaltigsten dieser Pflanzen nennen wir Bäume und es gibt kein Naturmaterial, mit dem der Mensch so weithin sichtbar das Bild unserer Landschaft zu gestalten vermag, als mit dem lebenden Baume.

Es gibt im wesentlichen drei Verwendungsarten für den Baum: die Massenansammlung im Forst, Hain oder Park, die rhythmische als Allee, Baumreihe oder Baumplatz und endlich als Einzelercheinung, in der Gärtnersprache Solitär, der Einsiedler, genannt. Zwischen ihnen gibt es viele Übergangsformen.

Diese Reihenfolge führt uns zunächst zu der Bedeutung unserer Wälder in der deutschen Landschaft. Es hiesse Selbstverständlichkeiten wiederholen, wollte man langatmig auf ihre Bedeutung für das schöne Landschaftsbild hinweisen. Die grosse Masse dürfte wohl eher geneigt sein, viel zu ausschliesslich im Walde den Wert der deutschen Landschaft zu suchen und dafür die mannig-

faltigen Reize von Feld, Wiese und Heide zu übersehen. Trotzdem aber das deutsche Gemüt sich für nichts so sehr begeistert als für seinen Wald, sieht es doch ruhig mit an, wie er nicht etwa langsam, sondern erschreckend rasch ausgerottet wird, um dem „Forst“, der Einrichtung zur möglichst raschen Erzeugung von Nutzholz, Platz zu machen.

Da der ursprüngliche Wald etwas von Vorzeiten her Vorhandenes, ohne menschliche Beihilfe Entstandenes ist, scheint es sich auf den ersten Blick zu erübrigen, bei Gestaltung der Landschaft von ihm zu reden, oder doch nur insofern, als man ihn vertilgen kann und Lichtungen oder urbaren Boden statt seiner schafft. Der Wald wäre also gleichsam das Gegebene. Und doch dürfte das durchaus unzutreffend sein, denn man muss sich klar darüber werden, dass Urwald sehr verschieden ist von dem, was wir heute selbst im schönsten Sinne unter deutschem Wald verstehen. Der Urwald bleibt stets ein grosser Friedhof gefallener Baumriesen, wie wir ihn aus prähistorischen Zeiten in unseren schichtenförmig gelagerten Kohlenfeldern kennen; erst der Mensch ist der Totengräber des Waldes geworden, der die vom Blitz oder Sturm gefällten Stämme herausschaffte und das frische Holz für sich benutzte. Richtiger Urwald findet sich in Deutschland nur noch an sehr wenigen Stellen, wie im Bayrischen Wald, in sehr hohen Regionen der Alpen, häufiger wohl noch in Polen und Russland. Da bei uns aller Boden Staats-, Gemeinde-



Abbildung 34



Abbildung 35

oder Privatbesitz ist, hat natürlich niemand ein Interesse daran, aus seinem Wald Urwald werden zu lassen; nur aus naturgeschichtlichem oder malerischem Interesse haben, einzelne Magnaten, z. B. in Ostpreussen oder Mecklenburg, kleine Reservate ihres Waldbesitzes in urwaldähnlichem Zustand gelassen, die auf diese Weise eine Art Naturschutzpark darstellen. Dort liegen die alten abgestorbenen Stämme oft vielfach übereinandergeschichtet, langsam verwesend und wieder zu Erde werdend, indem auf und in ihnen der Samen neuer Bäume keimt. In den tropischen Urwäldern umspinnt meist ein Heer von Schlinggewächsen den Stamm und kleidet sie in ein üppiges, blütentragendes Gewand, während in unserem Klima der Efeu diese Rolle übernimmt. Die natürliche Folge des Eindringens des Menschen in den Wald musste die sein, dass er die Bäume, die so alt waren, dass die Gefahr des natürlichen Todes ihnen nahte, schon vorher schlug und das Holz, solange es noch brauchbar war, für seine Zwecke verwandte. Solange der Bedarf an Nutzholz noch gering war, brachte diese Methode dennoch keine Gefahr für die Schönheit der Wälder mit sich. Ausserdem muss wohl auch eine gewisse ästhetische Auswahl selbst bei dieser Betriebsart geherrscht haben, denn schon Tacitus erzählt, dass die alten Germanen Haine und Wälder für heilig erklärten und dort ihre Götter verehrten. Eine Verbindung religiöser Gefühle mit bestimmten Teilen des Waldes hat sich rudimentär bis auf unsere Tage erhalten, und so mag schon

von früher Zeit an das Entstehen von Schutzgebieten sich aus religiösen Gründen von selbst ergeben haben. Aus jenen Tagen rührt wohl auch das Bild her, das der Schönheitssucher unserer Zeit bei Nennung des Namens „Wald“ vor Augen hat: eine Vielheit riesenhafter Stämme, über denen sich ein mächtiges Dach von Baumkronen wölbt, durch die nur einzelne Sonnenstrahlen auf den von Moos und Efeu bedeckten Boden dringen. Tiefe Einsamkeit umgibt ihn, kein Geräusch der Welt dringt zu ihm hinein, nur das Summen der Insekten und das Hämmern der Spechte zeigt an, dass noch Leben in ihm ist. Und auch dieses Bild entstammt schon dem Kulturforst, wenn auch nicht in dem Sinne, den wir heute darunter verstehen müssen. Denn den Wert des Waldes als Nutzholz hat der Mensch von jeher eingesehen und war nie faul im Schlagen und Verkaufen des Holzes. In Zeiten ungeordneter Staatsfürsorge führte das zum Raubbau, ja zur vollkommenen Vernichtung des Waldes, wie wir es aus Italien, Griechenland und Palästina kennen. Solche schweren Eingriffe in den lebenden Organismus eines Landes konnten nicht ohne Folgen bleiben. Die schwere Schädigung am Klima und damit weiter an Fruchtbarkeit, Wohnlichkeit und Volksgesundheit, wie wir sie in jenen Ländern beobachtet haben, erzählen davon. Denn die Wälder sind die grossen Akkumulatoren der atmosphärischen Niederschläge; sie verhindern den unmittelbaren Weiterlauf der Regengüsse, die sonst Überschwemmungen verursachen würden. Sie saugen sich wie

ein Schwamm voll Feuchtigkeit, um das wohlthätige Nass in Form von tausend Quellen und Wasseradern in weiser wirtschaftlicher Verteilung weiterzugeben, und so die Gefahr zum Segen umzuschaffen. Ohne diesen Ausgleich durch die Wälder würde das Klima ständig zwischen verheerenden Regengüssen und Trockenheit schwanken. Dieser Ausgleich schafft erhöhte Fruchtbarkeit des Landes, in dessen Niederungen sich Humus ansetzen kann, der durch den ständigen Zufluss aus den grossen Akkumulatoren getränkt wird.

Aber auch in weiterem Sinne wird die Wohnbarkeit des Landes durch den Wald gesteigert; er bietet nicht allein den Tieren Obdach, auch die Menschen schmiegen sich mit ihren Behausungen, Schutz suchend, an seine Ränder an, oder nisten sich in seinem Innern selbst ein. Dafür spendet er dem Menschen nicht allein materielle Güter, sondern — und das ist vielleicht nicht sein kleinster Segen — er übt einen seelischen Einfluss auf seine Anwohner aus, der heute immer höher anzuschlagen ist, je mehr die wirtschaftliche Lage den Menschen zum Zusammendrängen in der Grossstadt zwingt. So ist heute die Waldfrage um Berlin herum zu einer besonders brennenden geworden, da man in letzter Stunde erkennt, dass die Grossstadt nicht allein Lungen braucht, sondern dass auch die Ruhe und Erholung und sittliche Einwirkung, die sie im Walde findet, zu einer Lebensfrage geworden ist.

Unsere Staatsregierungen haben längst die Wichtig-

keit des Waldes eingesehen, was zu einer jahrhundertelangen Forstkultur geführt hat. Nur ist diese Kultur immer einseitig, nach dem Gesichtspunkt möglichst grosser Wirtschaftserträge eingerichtet worden, während ästhetische Erwägungen wenig oder gar nicht in Betracht gezogen wurden. Mochten auch einzelne Herrscher, die den Wald oder die Jagd liebten, für einen kleinen Distrikt ihren privaten Wünschen Geltung zu verschaffen wissen, oder auch einzelne Förster offene Augen für Schönheit haben: die gesamte Tendenz der Waldkultur lief doch auf den möglichst grossen Reinertrag heraus.

Die Früchte dieser Wirtschaftsweise sind heute derart aufgegangen, dass man nicht mehr ohne Schmerz durch unsere Wälder gehen kann. Nicht die Dämmerung unter dichten Buchenkronen, nicht das Rauschen mächtiger Wipfel empfängt uns dort, aber die Balkenproduktion kann man nachrechnen und sich am Holzerlös freuen. Kein Blätterdach wölbt sich mehr über uns, denn der Laubbaum ist eine Seltenheit in unseren Wäldern geworden, die nur noch von langen Stangenhölzern der Kiefern und Fichten gebildet werden, deren dürre Stämme mit verwirrenden, abgestorbenen Ästegestrüpp im engsten Verbande in schmurgeraden Reihen dastehen. Drückend lastet im Sommer die Mittagssonne, die durch kein Kronendach gehemmt wird, auf solchem Ort, der mit seinem heissen Boden und den einförmigen, unzugängigen Gassen seiner Holzreihen einen grausigen Aufenthalt bietet.



Abbildung 36



Abbildung 37

Wir haben keine genauen Angaben darüber, welche Hölzer den Urbestand des deutschen Waldes gebildet haben. Nach unseren mittelalterlichen Überlieferungen scheint es, als ob die Eiche nicht ganz ohne Grund der deutsche Baum genannt wurde, und dass Eiche und Buche, Esche und Erle die Bäume Germaniens waren. Die Begeisterung für den deutschen Wald und die Vorstellung von ihm, wie sie die romantische Literatur zum Ausdruck brachte, gründen sich auf die letzten Reste des Waldes, der heute so gut wie verschwunden ist, um dem „Forst“ Platz zu machen. Der natürliche Wald wuchs an allen Stellen, an denen er sich dem Boden nach am wohlsten fühlte. Eine fortschreitende Urbarmachung des Bodens musste ihn langsam von dort verdrängen, denn die Sorge um die Ernährung eines rasch wachsenden Volkes verlangte, dass der beste Boden dem Ackerbau dienstbar gemacht würde, während der mindere Boden und die höher gelegenen Teile des Landes dem Wald überlassen blieben. Deshalb nahm man oft genug Südabhänge dem Walde weg und überliess ihm die ungünstigeren nach Norden abfallenden Seiten. Diese Verbannung auf minderen Boden musste auch eine Veränderung des Bestandes mit sich bringen, indem man nach anspruchsloseren Hölzern suchen musste, die auch dort gedeihen, wo Roggen und Weizen keine passende Nahrung mehr finden. Dazu eigneten sich die Nadelhölzer am bequemsten, weil sie an sich schon anspruchlos sind. Und noch

ein anderer Gesichtspunkt sprach bei dieser Umformung des Waldbestandes mit: das raschere Wachstum der Nadelhölzer und die immer stärkere Nachfrage nach billigem Nutzholz. Mochten auch einzelne Strömungen sich dazwischen geltend machen, die den Laubbaum oder doch wenigstens den gemischten Bestand verlangten: das immer stärkere Überwiegen der Nadelhölzer bildete die Richtlinie, die die allgemeine Norm schuf.

Es wäre nun sicher sehr falsch, in der Tätigkeit unserer Forstverwaltungen, über die sich gewiss schon sehr viele kluge Leute den Kopf zerbrochen haben, lediglich das Resultat ästhetischen Banausentums zu erkennen. Andererseits kann man aber auch ruhig behaupten, dass, als die grossen Richtlinien unserer Forstwirtschaft festgelegt wurden, ästhetische Gesichtspunkte die Gemüter nicht allzu heftig beschwert haben. Erst in neuerer Zeit, die überhaupt ein Erwachen mancher Sinne erlebte, tauchen solche Ideen wieder auf und beginnen langsam neben dem alten Schema sich eine wachsende Bedeutung zu erobern. H. von Salisch hat das Wort „Forstästhetik“ geprägt. Unsere deutschen Regierungen haben in den letzten Jahren solchen Forderungen ein stets wachsendes Interesse und manchmal auch tatkräftiges Entgegenkommen gezeigt, und es steht zu hoffen, dass mit der Zeit alle Verwaltungen davon durchdrungen werden. Immerhin muss man sich bewusst bleiben, dass dies in letzter Stunde geschieht, und dass die Reformen

beschleunigt fortschreiten müssen, wenn sie nicht erst dann Verständnis finden wollen, wenn der letzte, ursprüngliche Wald der Axt zum Opfer gefallen ist.

Es ist ein einfach unmöglicher Zustand, dass ein so wichtiger Bestandteil unseres Kulturlebens, wie der Wald es ist, allein nach wirtschaftlichen Tendenzen, oder richtiger ausgedrückt, nur mit Rücksicht auf die Bareinnahmen verwaltet werde. Denn Wirtschaft bedeutet mehr als Geldgewinn, und es gibt Werte, die höher einzuschätzen sind für das Volksgedeihen als gute Bilanzen. Mag es daher immerhin grosse Waldflächen geben, die notgedrungen nur als Balkenfelder anzulegen sind; es gibt Orte genug, an denen ein gesunder Sinn, der das Ganze und nicht nur einen Teil im Auge hat, verlangen muss, dass die Schönheit und nur die Schönheit allein zu Worte kommt.

Aber auch in den zahllosen Waldungen, die einen Nutzertrag abwerfen müssen, könnte dafür Sorge getragen werden, dass all der übrige Segen, den sonst der Wald spendete, nicht ganz unterdrückt wird. Und etwas guter Wille und Verständnis seitens der Forstverwaltungen würde sicher einen Zustand herbeiführen, bei dem unter gerechter Verteilung der Interessen eine vernünftige Mittellinie gezogen würde.

Wenn man das besondere Landschaftsbild Deutschlands ins Auge fasst, so muss man sogleich erkennen, dass das Gefühl der Unendlichkeit, das in uns das Wort

„Wälder“ hervorruft, nicht mehr gerechtfertigt wird. Das gesamte Land, soweit es nicht den höheren Gebirgen angehört, besitzt so gut wie keine zusammenhängenden dichten Wälder mehr, sondern das typische Landschaftsbild sind die eingesprengten kleineren oder grösseren Forste, in die sich meist noch zahlreiche Unterbrechungen durch Kahlschläge, Schonungen, Kulturland oder Ödland einschleiben. Auch diese Verteilung hat grosse landschaftliche Reize, ja man kann behaupten, dass gerade Mitteldeutschland seinen ganz besonderen Charakter durch die vielen Waldränder erhält, die sich überall an den Abhängen, Wiesen und Feldrainen entlang ziehen.

Um sich über die Schönheitswerte klar zu werden, die der Wald bei uns hat, muss man sich zunächst dreierlei Wirkungen vergegenwärtigen. Die erste hängt ab von der Erscheinung der gesamten Waldmasse innerhalb des freien Landschaftsbildes. Die zweite von der Behandlung der Ränder des Waldes, die natürlich besonders für die Naherscheinung ausschlaggebend ist, aber auch bei der Fernwirkung mitspricht. Die dritte ist die Innenwirkung des Waldes, gleichsam die ihrer Räume.

Man betrachte auf den ersten Fall hin die Abb. 38 bis 42, die typische Bilder deutscher Mittelgebirge darstellen. Die Erscheinung beruht hier auf dem Nebeneinander von Hell und Dunkel, hervorgebracht durch den Gegensatz von Wald und Feld. Es ist leicht zu verstehen, dass die Art, wie sich diese Flächen gegen-



Abbildung 38



Abbildung 39



Abbildung 40



Abbildung 41



Abbildung 42

überstehen, und welche Formen sie bilden, über das Wesen der Landschaft entscheidet. Wie sich hier die Linien der Felder mit den Waldstreifen verschlingen, wie die Ortschaften sich in sie hineinziehen und wie die Talränder durch ihr Baumkleid in verstärkter Körperlichkeit enthüllt werden, das muss bei einiger Hingabe auch dem begreiflich werden, der sonst nicht nach den Ursachen der landschaftlichen Schönheit sucht.

Wären dies Blicke, von der Höhe aus gesehen, so zeigt Abb. 43 die Wirkung der Waldverteilung aus dem Tale. Wie sich hier die beiden Waldkulissen vorn in das Bild hineinschieben, und hinten durch die sonnige Ferne wieder verbunden werden, das ist zwar kein Beispiel für die höchsten Schönheiten des Waldes, aber doch eines dafür, wie wertvoll ein leidlich geschonter Nutzwald dem Landschaftsbilde werden kann.

Auch Abb. 44 bildet ein charakteristisch schönes Beispiel für Hochwald, der die Abhänge der Berge herunterkriecht, sich in ihre Schwingungen einschmiegt und sich gleichsam mit dem üppigen Wuchse seiner Ränder in den Boden festkrallt. Abb. 45 zeigt denselben Wald von einer anderen Stelle. Man beachte bei dem Bilde, wie wichtig es hier ist, dass der Fuss des Berges frei von Wald ist, und wie das Besondere und Eigene der Erscheinung gerade darin besteht, dass die kahlen Halden unten in Gegensatz zu dem üppigen Gipfelschmuck treten. Es wäre vom landschaftlichen Standpunkt aus sehn-



Abbildung 43



Abbildung 44



Abbildung 45

lichst zu wünschen, dass dieses Bild erhalten bliebe, was wohl um so leichter möglich sein wird, da sicher die Verteilung der kahlen und der bewaldeten Stellen nicht ästhetischen Gründen entsprungen ist, sondern seine Begründung darin hat, dass die unteren steileren Teile des Berges eine Beforstung sehr schwer machen, und der Boden als Schafweide Ausnutzung finden kann.

Die Beispiele liessen sich sehr vermehren, wo auch das Gegenteil des Kahlschlagens, die Anforstung von Übel ist.

Die folgenden Abbildungen sind Beispiele aus dem Hochgebirge, die den Wechsel zwischen Hochwald, Matten und ragendem Fels sehr charakteristisch zeigen. Wenn hier auch entsprechend der umgebenden Natur die Wälder düsterer und grossartiger sind, so kann man doch anderseits auch wieder beobachten, dass die nord- und mitteldeutschen Wälder Züge besitzen, die jenen mangeln. Es sollte deswegen nirgends der Versuch gemacht werden, bestimmten Gegenden den Vorrang zu erstreiten, sondern es sollten immer die einem jeden Lande besonderen Schönheiten ins Licht gestellt werden.

Wie wichtig die zweite Wirkung, der Zustand der Waldränder, mit denen sie an das Freiland anstossen, für die Erscheinung wird, zeigt Abb. 52. Allerdings ist auch die Massenerscheinung der Waldungen wundervoll, die wie starke Heere in die Ebene einmarschieren. Aber sie wäre nicht so gewaltig und entbehrte der Wucht ihrer



Abbildung 46



Abbildung 47



Abbildung 48



Abbildung 49



Abbildung 50



Abbildung 51



Abbildung 52

Tritte, wenn hier nicht geschlossene Massen wie eine Phalanx von Elefanten anrückten, die durch mächtige Laub- oder Nadelmassen gebildet werden. Ein Stück dieses Waldrandes aus der Nähe zeigt Abb. 53. Besonders schöne Waldränder, diesmal aber meist aus Laubwaldbeständen, sind auf Abb. 55 zu erkennen, wo die Lieblichkeit und Anmut deutschen Waldes in Verbindung mit menschlichen Behausungen in seltener Reinheit auftritt. Auf Abb. 56 sieht man ein an sich reizendes Waldidyll, das durch die kümmerliche Randbehandlung sehr Not gelitten hat. Es wird hier geraume Zeitläufte brauchen, ehe sich die Ränder so entwickelt haben, dass sie wieder geschlossene schwere Massen des Waldes in Gegensatz zu den Wiesenflächen bilden.

Abb. 57 zeigt die Ränder eines Waldes, der sich wie ein grosses, dunkle Geheimnisse bergendes Tor öffnet, und es muss schon jemand etwas wie eine Hornhaut über seiner Seele haben, wenn er hier nicht etwas von dem Zauber des deutschen Waldes verspürt. Und hierhin, quer das Tor versperrend, hat man eine Fichtenschonung hingepflanzt. Auf unserem Bilde kann man sie gerade erst erkennen, obgleich sie die Schönheit des Ortes noch nicht aufzuheben vermag. Nach einer Reihe von Jahren jedoch wird sie soweit herangewachsen sein, dass sie das Wesentliche dieser Waldecke, das dunkle Tor, vollkommen schliesst, und damit den stillen Zauber des Ortes zerstört. Das hier Gesagte ist nur eine kleine



Abbildung 53



Abbildung 54

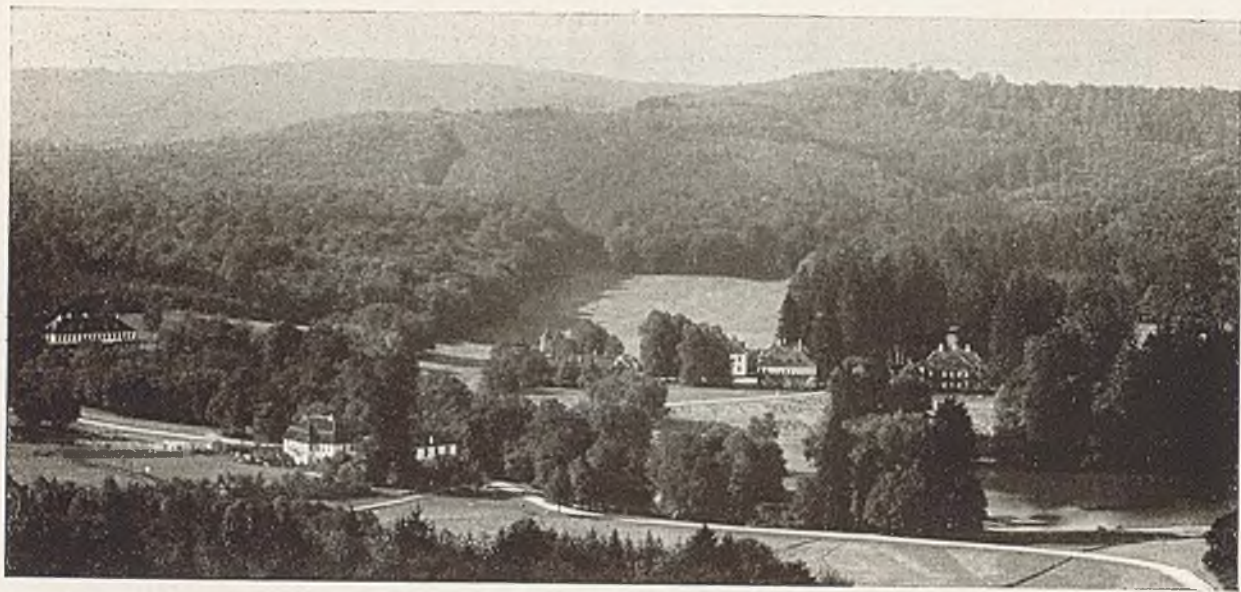


Abbildung 55



Abbildung 56



Abbildung 57

Ecke in den grossen Waldungen; dasselbe hat man aber überall ringsum gemacht, und wenn die Schonungen gross geworden sind, wird die Erscheinung des Waldes von aussen mit seinen vollzweigigen Laubrändern, die sich über den Berghang legen, überall durch das in engem Verband gepflanzte Tannengestrüpp verdeckt und unsichtbar gemacht sein. Das System, vor die wundervoll entwickelten Baumgruppen an den Rändern unserer Laubwälder Fichten als Windschutz anzuschonen, ist verheerend für den gesamten Anblick unserer Wälder von aussen. Selbst wenn sich nach hundert Jahren die Fichten zu voller Schönheit entwickelt hätten, wäre die Verdeckung des Besonderen, des Laubwaldes, erreicht. Sie werden sich aber nie dazu entwickeln und sie sollen es ja auch nicht, da sie meist in viel zu engem Verband gepflanzt sind, dadurch stark schiessen, und ihre unteren Zweige einbüssen. Wie solche Windschutzschonungen nach einiger Zeit aussehen, zeigt Abb. 58 und 59. Und welcher zwingenden Notwendigkeit sie entsprungen sein sollen, scheint schwer einzusehen, da sich seit ungezählten Jahrtausenden die Herrlichkeit unserer Waldränder auch ohne Fichtenschutz entwickelt hat.

All diese Betrachtungen galten dem Wald als Landschaftsteil bei der Betrachtung von aussen, wenn er mit seiner Nachbarschaft eine schöne Harmonie eingeht. Ganz nur er selbst ist er aber erst, wenn man in seinen Schatten eintritt, und sein Zauber einen ganz umfängt. Bil-

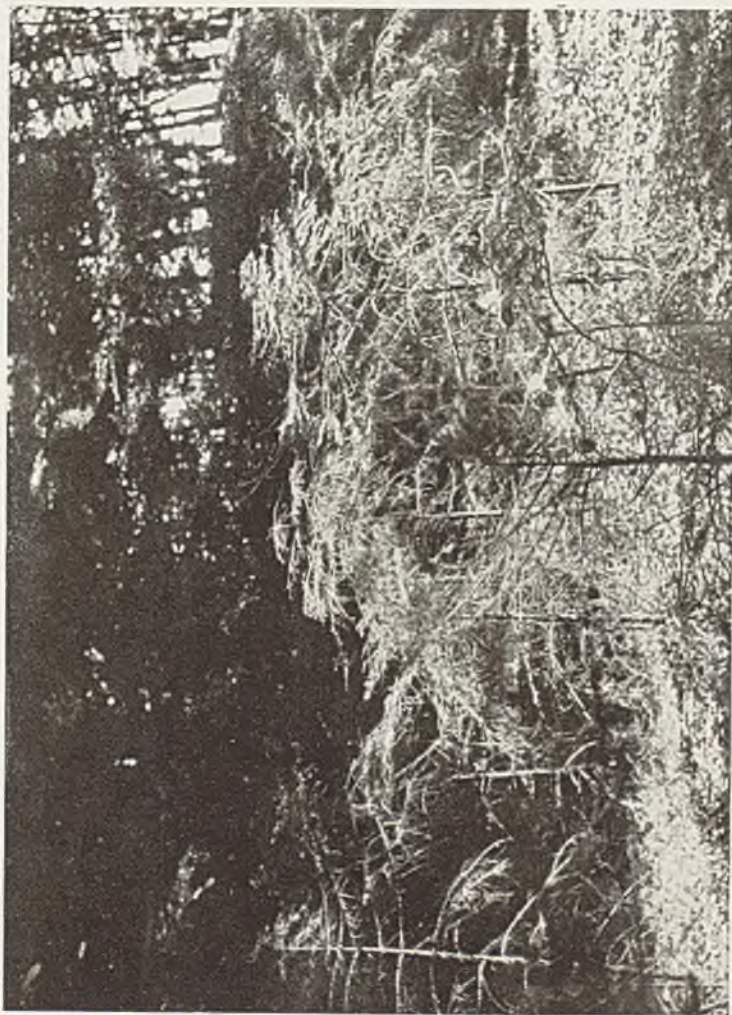


Abbildung 58



Abbildung 59

der wie 60 bis 64 werden besser als alle Worte sagen, was hier gemeint ist. Aber sie werden auch jedem Kenner Deutschlands sagen, wie unendlich selten solche Waldbilder geworden sind. Denn der Typus unseres heutigen Waldes, besser gesagt Forstes, sieht von innen gesehen so aus, wie Abb. 36, 37, 65 andeuten. Dass solche Bilder nichts Erquickendes haben und einen Hohn auf den Begriff Wald bilden, wird jeder Einsichtige zugeben müssen. Und trotzdem sieht so der weitaus grösste Teil unserer deutschen Forste aus, so dass man noch froh sein muss, hier und da einem Forstbild zu begegnen, das auch nur noch wie auf Abb. 66 und 67 aussieht. Es ist im Verlauf dieser Erörterungen schon oft genug darauf hingewiesen worden, dass wir selbstverständlich Nutzforste haben müssen, und dass es nicht möglich ist, alle unsere Wälder allein nach ästhetischen Grundsätzen zu verwalten. Aber eine Linderung der Waldverwüstung könnte auch der gute Rechner zugeben. Zunächst könnte sicher der „schlagweise“ Betrieb, der in vollständigem Kahltrieb besteht, in etwas weniger mit der Reisschiene gezogenen Abgrenzungen vorgenommen und dabei Rücksicht auf die übrigbleibende Erscheinung genommen werden (Abb. 68.) Wie mit der Schere herausgeschnittene Rechtecke in unseren Waldtälern wirken sie wie Faustschläge in der Natur und dürften nicht dadurch gerechtfertigt werden, dass die Rechnungen etwas leichter zu machen sind. Wie sehr würde es diese Kahlschläge mildern, wenn man sich



Abbildung 60



Abbildung 61



Abbildung 62



Abbildung 63



Abbildung 64



Abbildung 65



Abbildung 66



Abbildung 67



Abbildung 68

ihre Grenzen durch die Bodengestaltung geben liesse, was in Süddeutschland, besonders Bayern, häufiger zu beobachten ist. Es würden dann weiche, geschwungene Ränder entstehen, die durch eine Senkung, eine Erdwelle, ein natürliches Gesicht gewinnen würden; durch passende Auswahl könnte man die Überhälter, d. h. die einzelnen, für einen späteren Schlag aufgesparten Bäume, zu Gruppen zusammenfassen, und auf diese Weise mehr natürliche Lichtungen schaffen, die nicht so die Züge einer Verletzung der Natur trügen. Denn die alten Waldlichtungen, wie sie der wirkliche Wald von einst hatte, bildeten mit ihren vollen Baumrändern, Büschen und Blumen eine liebliche Oase im Waldverband, und es gibt kaum einen wirklich stichhaltigen Grund dafür, dass die Kahlschläge und Lichtungen der Wälder der Zukunft nicht auch wieder so aussehen sollen.

Für die Landschaft günstiger ist natürlich der alte Femelschlagbetrieb, bei dem nie der ganze Bestand verschwindet, sondern durch Schlägen immer nur der haubaren Bäume eine Art Lichtung stattfindet, und man durch natürliche oder künstliche Besamung oder auch Unterpflanzung die Lücken füllt. Aber auch hier bleibt es dringend wünschenswert, dass man nicht jeden schlagreifen Stamm zeichnet, sondern hie und da auch vor einem Waldriesen halt macht, der vielleicht einer ganzen Gegend bekannt und lieb geworden ist. Leider findet man ein solches Zugeständnis für das öffentliche Interesse

immer noch häufiger im Privatforst als im staatlichen, denn das Ungeheuer Fiskus hat kein Herz und frisst mit Vorliebe auch fiskalische Gegner, wenn sie nur einem anderen Ressort angehören. Eine wunderliche Ironie bei einer Behörde, die zur Wahrung der allgemeinen, öffentlichen Interessen entstanden ist.

Bei einem kleinen Bade lag ein berühmter alter Buchenwald; die Wölbung seiner Wipfel hatte einen Dom geschaffen, dessen seltsame und eigene Schönheit den Namen des Ortes weit und breit berühmt gemacht hatte. Weite Grashalden umgaben den Wald, auf denen einzelne alte, windzerzauste Eichen ihren Stand hatten, die zahlreiche Maler durch ihre Schönheit anzogen. Es war ein Ort, so eigenartig und malerisch, dass das ganze Volk seinen Anteil daran hatte, wie auch schon die Existenz des Badeortes auf die schöne Waldumgebung aufgebaut war. Doch als das Holz in der Liste als schlagreif geführt wurde, fing man an, ohne irgendwelche Rücksicht auf die Grossartigkeit des Ortes, das Bild zu verwüsten; der halbe Wald fiel und wurde in engem Verband mit Kiefern angeschont. Die alten sturmzerzausten Eichen am Rande mussten ihr Haupt neigen, und die gesamten Grashalden, die so wundervoll die seltsame geologische Struktur dieses Stückes Erde veranschaulichten, wurden mit charakterlosen Fichtenschonungen bedeckt, die bald das ganze Bild verwischen werden. Wer eine Vorstellung davon hat, was einem Menschen, der seine Heimat liebt und mit ganzem

Herzen daran hängt, ein schöner Ort bedeutet, ja, dass er ihm durch seine Schönheit zur geweihten Stätte werden kann, der wird die dumpfe Unvernunft nicht begreifen, die mit plumpen Händen an Dinge tastet, die für das eigentliche Leben eines Volkes tausendmal mehr bedeuten als die paar Klafter Holz, die man da herausholen kann. Am grünen Tische wird dann viel geredet von dem so äusserst beklagenswerten Schwinden der Liebe zur Heimat, dem betrüblichen Anwachsen eines internationalen Demokratentums, das keine Liebe zur Scholle mehr bindet. Dass diese Heimat aber etwas Schönes sein muss, an das sich die Liebe sinnfällig anklammern kann, und dass man dieses Liebgewordene dem Volke nicht zerstören darf, davon scheint in den Aktenschränken noch wenig Vorstellung zu herrschen.

Noch ist Deutschlands Oberfläche zu einem Viertel mit Wald bedeckt, wovon aber schon über zwei Drittel Nadelholz und kaum ein Drittel Laubwald ist. Wenn man dabei bedenkt, dass die Hälfte alles vorhandenen Eichenbestandes Schälwald ist, dass die Buche wegen ihres geringen Ertrages immer unbeliebter wird, dass Nadelholz wegen seines rascheren Umtriebes scheinbar grösseren Nutzen bringt, so wird man sich ein Bild davon machen können, auf wie verschwindend wenigen Gebieten man heute noch wirklich deutschen Wald findet.

Das ist um so beklagenswerter, als selbst Fachleute aus forstwissenschaftlichen Gründen das übermässige An-

wachsen von Nadelhölzern missbilligen. Es ist hier nicht der Ort, näher auf solche Fachuntersuchungen einzugehen und deswegen sei nur gesagt, dass selbst von Forstleuten zum mindesten gemischter Bestand als das Erstrebenswerteste angesehen wird, der nicht allein der Insektenplage, sondern auch dem Schneebruch, Sturm und Feuerschaden weniger ausgesetzt ist. Auch fürchtet man von zu einseitiger Nadelpflanzung eine andauernde Verschlechterung des Bodens. Natürliche alte Lichtungen verschwinden durch allzu rationelle Aufforstung, wobei man immer vergisst, wie wichtig hohe alte Laubbäume auch für den Vogelschutz sind.

Ein weiteres schönheitsfeindliches Prinzip sind die Reihenpflanzungen der Aufforstungen im quadratischen Verband, die geometrische Figuren entstehen lassen, die unvereinbar mit unseren Vorstellungen von Wald sind und die für alle Zeiten die Möglichkeit von wirklichen Waldbildern vernichten. Wie die entstehenden aussehen, wurde schon in früheren Abbildungen gezeigt. Es ist natürlich leichter, die Holzberechnung so anzustellen, aber ist es nicht etwas zu teuer bezahlt, wenn das deutsche Volk um seinen Wald betrogen wird, damit der Förster eine leichtere Rechnungsaufstellung hat? (Abb. 69 und 70.)

Damit im Zusammenhang stehen noch manche Klagen. Das Unterholz im Walde ist von höchstem Werte für Wild und Vögel. Aber wo wird ein solches noch in einem „rationell“ gehaltenen Forste geduldet? Früher



Abbildung 69



Abbildung 70



Abbildung 71

sprach man von einer Waldflora. Das Wort gehört in Deutschland vergangenen Zeiten an, denn dieses Unkraut bringt keinen Nutzertrag und frisst noch Nahrung fort. Bedeckte früher ein Teppich von Schlinggewächsen, von Farrenkraut, Orchideen und Fingerhut den Waldboden (Abb. 71), so ist er heute nur von dürren Nadeln gebildet. Und wenn sich nochmal eine Blume herauswagt, so kommt eine „botanisierende“ Schulklasse, die, mit dem Lehrer an der Spitze, die Ausrottung der Spezies dadurch übernommen hat, dass jeder Schüler ein mit der Wurzel ausgerissenes Exemplar auf sein Klassenpult niederlegen muss.

Von der ästhetisch richtigen Verteilung von Laub- und Nadelholz und den Gesetzen, denen sie unterliegen, wird noch weiter unten die Rede sein.

Hain und Busch

Dem Begriffe Hain hängt der Nebenbegriff des Kulthaften an. Wie der Forst, so entsteht auch der Hain aus dem Urwald durch Eingreifen des Menschen, allerdings hier nicht aus materiellen, sondern ideellen Gründen: im Walde verehrten die Deutschen ihre Gottheiten und so ergab sich aus dieser Bestimmung die Umwandlung des wildgewachsenen Dickichts zur Lichtung mit Opferplatz und freiem Zugang, mit Schonung und Pflege des Ortes und der sorgsamsten Auswahl der schönsten Exemplare von Bäumen, die diesen natürlichen Dom bildeten, ganz von selbst. Die Tatsache, dass das Wort „Hain“ mit einem nicht gewandelten Sinn sich bis auf

den heutigen Tag erhalten hat, deutet darauf hin, dass der Begriff auch in der Wirklichkeit jahrhundertlang seine Verkörperung fand. Aber wie vieles andere Schöne, so ist auch in der Neuzeit der Hain im Begriff, aus der Wirklichkeit auszuscheiden; denn wer in aller Welt sollte heute in unserer Zeit der „Nutzbarmachung“ etwas mit einem Haine anfangen?

Es ist ja zweifellos nicht gut möglich, in unserem eng bevölkerten Lande, das zu intensiver Bodenausnutzung zwingt, grössere Flächen nur nach ästhetischen Grundsätzen zu bewirtschaften, trotzdem müsste es möglich sein, eine Mittelform zu finden, in der ohne Verzicht auf Nutzertrag die natürliche und überlieferte Form der deutschen Landschaft erhalten bliebe. Mehr wie durch Zufall oder aus jagdlichen Gründen, oder aus Unachtsamkeit sind noch einige hainartige Stellen auf unsere Tage gekommen. Es tut not, dass eine Generation heranwächst, die nicht allein mit rechnendem Sinne, sondern auch mit der Fähigkeit zu geniessen, ihr Eigentum verwaltet. Der Charakter des Haines wandelt sich natürlich ganz mit dem Lande, der Höhenlage und den Bäumen, die ihn bilden. So treffen wir im Norden den Birkenhain, in den Thüringer Tälern den Erlenhain und in Südtirol den Olivenhain, die alle durchaus den Typus Hain darstellen, in ihrer äusseren Erscheinung jedoch sehr verschieden sind.

Es lassen sich natürlich nicht alle, nicht zum ein-



Abbildung 72



Abbildung 73

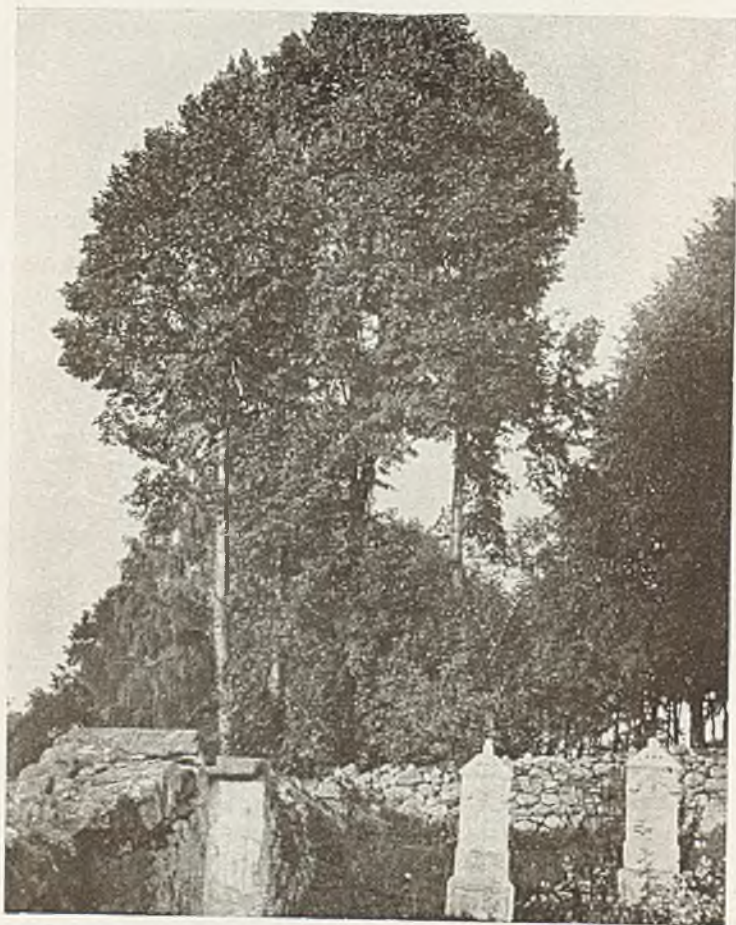


Abbildung 74

heitlichen Walde zusammengefassten Baumbestände als Hain bezeichnen. Wir treffen in der deutschen Sprache eine ganze Anzahl Worte, die auf zerstreute Baumbestände hinweisen, wie Busch, Holz, Gehölz, Anger (Weideland am Fluss, das meist mit einzelnen Bäumen bestanden ist; Abb. 75—76).

Die rhythmische Verwendung des Baumes in der Landschaft ist die als Alleebaum zur Wegeeinfassung. Welch friedliches, reiches Bild gewähren nicht unsere überall mit Bäumen begleiteten Strassen im ganzen Lande, und wie arm und trostlos ist z. B. der Anblick in Russland, wo die unnötig breiten, aber miserabel schlecht gehaltenen Wege selten einen Baum aufweisen.

Die eigentliche Allee verlangt als Begleiter den Waldbaum, der sich zu mächtiger Höhe entwickelt, und mit einem dichten Blätterdach bedeckt ist. Wir finden in Deutschland noch eine ganze Reihe von solchen wuchtigen Alleeen mit hundert und hundertfünfzig Jahre alten Bäumen, was uns zeigt, dass das erwachende Naturverständnis des 18. Jahrhunderts ausserordentlich viel für Anlage schöner Alleeen getan haben muss. Allerdings finden wir daneben auch, dass das 19. Jahrhundert sehr gründlich mit ihnen aufgeräumt hat, denn es ist für den, der durch Deutschland reist, eine sehr häufig zu machende Beobachtung, dass man Reste solcher Alleeen, oft nur noch einzelne Bäume am Rande der Strassen findet, die wie Wahrzeichen in das Land schauen. (Siehe Abb. 78 und 79.)



Abbildung



Abbildung 76



Abbildung 77



Abbildung 78

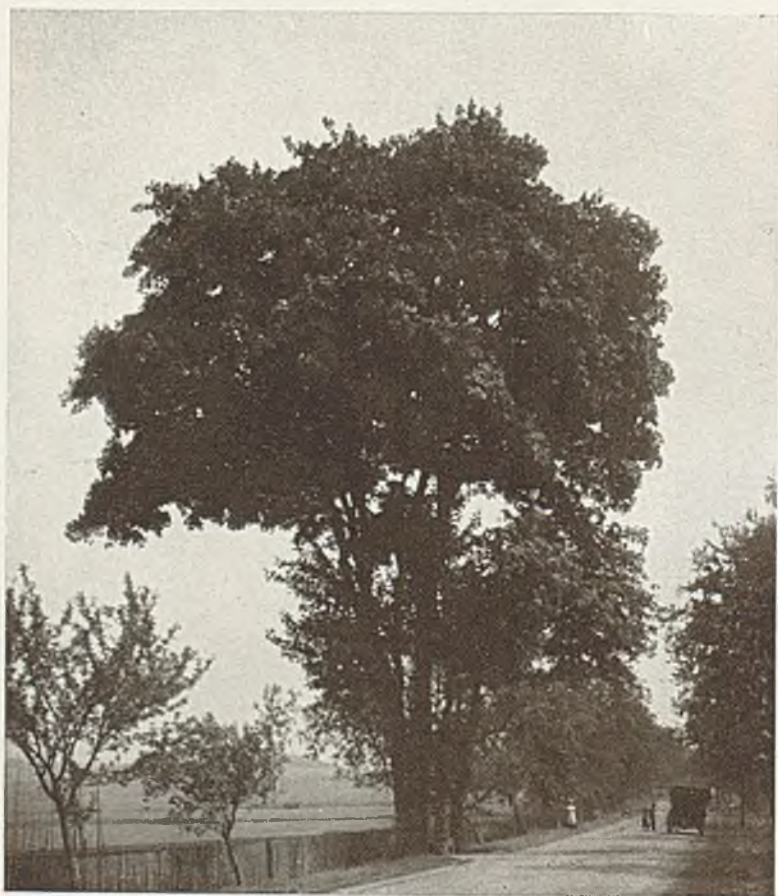


Abbildung 79

Da unsere Waldbäume mehrere hundert Jahre alt werden und jene Reste sich meist vortrefflicher Gesundheit erfreuen, so ist nicht anzunehmen, dass natürliches Absterben der Grund des Verschwindens all dieser Alleen gewesen ist. Es zeigt sich daran der fanatische Hass, den man fallen, längst ehe sie sich zu ihrer vollen Schönheit entwickelt die Eier, die nichts am Wege stehen lassen kann, von der ich schon eingangs sprach. All die Bäume mussten fallen, längst ehe sie sich zu ihrer vollen Schönheit entwickelt hatten, die heute die spärlichen überlebenden Zeugen noch besitzen.

Der häufigste Landstrassenbaum bei uns in Deutschland war wohl die Pappel. Häufig wird bei uns behauptet, dass die Pappel von Napoleon in Deutschland eingeführt sei. Dass dies nicht ganz richtig ist, beweisen die vielen Stiche und Radierungen aus dem 18. Jahrhundert, die uns deutsche Ansichten mit Pappeln zeigen, die auch schon als Alleebäume verwendet wurden, Jahrzehnte, bevor Napoleon die grossen Strassen durch Deutschland bauen liess, die sein praktischer Ingenieursinn mit diesem gerade für die Landstrasse so ausgezeichnet geeigneten Baum bepflanzen liess. Dass die Verwendung hoch aufsteigender, schlanker Begleiter des Weges sehr nahe liegt und deswegen auch sehr alten Datums ist, erkennt man daraus, dass in Italien schon seit Jahrhunderten die Zypresse als Alleebaum verwendet wurde, was die eigentümlich feierliche Stimmung erzeugt, die uns besonders Böcklin sichtbar



Abbildung 80



Abbildung 81

Beispiel von Zerstörung einer ganzen Allee, wodurch das ganze Landschaftsbild geschändet wurde.
Mitgeteilt vom Bayerischen Verein für Volkskunst und Volkskunde.



Abbildung 82

gemacht hat. Einige Abbildungen führen das ins Gedächtnis zurück. Im Norden ist die Pappel derjenige Baum, der annähernd den gleichen Rhythmus hervorruft. Es ist sehr zu bedauern, dass die Pappel, die zu den schönsten Bäumen Deutschlands gehört und in seinem Landschaftsbilde unentbehrlich ist, heute immer mehr verschwindet. — Was hat man diesem Baume nicht alles Schlimmes nachgesagt: er sauge das Land ringsherum aus, bilde eine Gefahr für Passanten bei Sturm, da leicht Äste abknicken, beherberge Insekten und Schmetterlinge, ja allzu heftige Streiter im Kampf gegen die Schönheit behaupten, die Pappel sei hässlich und deshalb auszurotten. — Wie oft habe ich es nun schon erlebt, dass solche Fanatiker irgendeine besonders schöne Pappelreihe oder Gruppe, die weithin das Landschaftsbild beherrschte und deshalb unentbehrlich dafür war, für überständig erklärten. Sie bewiesen mit einem grossen Aufwand forstbotanischer Argumente, dass die Bäume ohnehin im nächsten Jahr eingehen müssten und deshalb die Notwendigkeit vorliege, sie gleich abzuhauen. Werden sie aber an ihrem Vorhaben noch rechtzeitig gehindert, so schlagen die Pappeln im nächsten Frühling meist so kräftig wie immer aus und werden von Jahr zu Jahr schöner. Leider sind aber die Fälle, wo solche Bäume gerettet werden konnten, selten, und unzählige Orte, die durch Pappeln ihre Gepräge erhielten, sind heute ausdruckslos geworden.

Damit soll gewiss nicht behauptet werden, dass



Abbildung 83



Abbildung 84



Abbildung 85



Abbildung 86



Abbildung 87



Abbildung 88



Abbildung 89



Abbildung 90



Abbildung 91



Abbildung 92



Abbildung 93



Abbildung 94



Abbildung 95



Abbildung 96



Abbildung 97



Abbildung 98



Abbildung 99



Abbildung 100

Pappeln nie eingingen, sondern ewiges Leben besässen. Aber es ist durchaus nicht nötig, wegen eines dünnen Astes den ganzen Stamm gleich zu vernichten. Man schlägt doch auch nicht seinen Grossvater tot, weil er bereits sechzig Jahre alt ist, und daher doch einmal sterben müsste. Ganz gewiss neigt gerade die Pappel zum Dürren werden einzelner hoher Äste, die aber noch durchaus nicht das Absterben des ganzen Organismus bedeuten. Im Gegenteil gibt es oft sehr kräftige und charakteristische Exemplare, die einzelne dürre Äste, ja gelichtete Wipfel haben, was auch ganz dem Bilde entspricht, das wir von alten, sturmzerzausten Pappeln auf freien Höhen haben, die nur ein schlimmer Banause für hässlich halten wird.

Man hat auch behauptet, die Pappel sei im Aussterben begriffen, weil nur noch weibliche Exemplare existierten und die Zucht aus Stecklingen den Baum degenerierte. Dem steht jedoch entgegen, dass an gar vielen Orten die Anzucht junger Pappeln vortrefflich gelingt und man anderseits Schädlingen oder harten Wintern die Schuld an dem Eingehen vieler Pappeln gibt. Mögen sich auch manchmal Schwierigkeiten bieten, so ist doch kein Zweifel, dass des Baumes grösster Feind die Gefühlsstumpfheit derer ist, die der Pappel ihr minderwertiges Holz nicht verzeihen können.

Dass ein so hoher, schlanker Baum starke Standwurzeln schlagen muss, ist selbstverständlich, aber es ist nun einmal kein Ding auf der Erde ohne Opfer zu haben,

und überall, wo Interessen zusammenprallen, muss ein Kompromiss die Brücke schlagen. Der Ackerbesitzer neben der Landstrasse wünscht vielleicht überhaupt keine Alleebäume, da sie Schatten werfen und Wurzeln treiben; der Benutzer der Landstrasse wünscht sie, da sie seinen Weg bei Schnee und im Dunkeln sichtbar machen, ihm im Sommer Schatten spenden, und, was man immer noch als praktischen Faktor zu gering anschlägt, seinem Auge Erquickung bieten.

Als besonderer praktischer Vorteil der Pappel als Alleebaum wird von anderer Seite wieder gerühmt, dass sie kein Kronendach über der Landstrasse wölbt, dessen Tropfenfall ihre Erhaltung erschwert. Nach meinen Beobachtungen scheint das nicht ganz richtig zu sein. Denn ein geschlossenes Kronendach schützt die Strassendecke doch auch vor dem Regen, da die Bäume ein gut Teil von ihm aufnehmen oder ablenken. Wichtiger scheint mir die Möglichkeit, dass die Strassendecke nach dem Regen Gelegenheit zum Auftrocknen hat. Deshalb sind Landstrassen mit überhängendem Kronendach, solange sie frei und dem Winde ausgesetzt liegen, nicht schlechter im Stande oder länger nass, als andere. Dagegen bewährt es sich nicht, im Walde oder an sonstwie stark geschlossenen Stellen die Strasse zu sehr in ein Blätterdach einzuhüllen, da sich dann die Nässe zu lange hält und der Instandhaltung der Decke zu grosse Schwierigkeiten entgegensezt. Zum mindesten müsste dann an solchen Stellen

Kleinpflaster oder Innenteerung angewendet oder sonstwie der Decke vermehrte Aufmerksamkeit zugewendet werden.

Die Bilder 88 bis 96 zeigen uns Pappelalleen oder doch Reste von solchen. Auch sonst gehört die Pappel mit zu unseren malerischsten Bäumen, sei es als Reihenspflanzung, Gruppe, Solitär oder Hain (auf den beiden schönen Bildern 99 und 100, die beide vom Rheine entnommen sind), wo die mit Pappeln übersäten Orte eine seltsam feierliche Stimmung erzeugen.

Für das nördliche und östliche Deutschland sind die Birkenalleen sehr charakteristisch, die dem spröden und oft melancholischen Lande ein besonderes Gepräge geben. Wenn hier dieser Baum auch mit dem trockensten und magersten Boden zufrieden ist, so ist er andererseits doch auch durchaus empfänglich für gute Nahrung. In den dunklen Wäldern unserer Gebirge verstreut bildet er, besonders im Frühjahr und Herbst, eine anmutig belebende farbige Erscheinung.

In neuerer Zeit hat man bei Neuanlage von Chausseen vielfach Obstbäume als Alleebäume gewählt, die zugleich den Vorteil eines Wirtschaftsertrages mit sich bringen. Es sei gar nicht in Frage gestellt, dass sich der Obstbaum vortrefflich als Begleiter an Wegen eignet, und besonders in Blüte- oder Erntezeit ein reizvolles Bild bieten kann. Trotzdem wäre es wünschenswert und mehr dem Wesen des Obstbaumes entsprechend, wenn seine Ver-



Abbildung 101



Abbildung 102

Das Bild kommt aus Ostpreußen sein.



Abbildung 103



Abbildung 104



Abbildung 105

wendung mehr auf Nebenstrassen und Verbindungswegen auf dem Lande beschränkt würde, als dass man die grossen Hauptchausseen damit einfasst.

Schon Apfel- und Birnbäume haben im Vergleich mit unseren Laubbäumen etwas Mageres, da sie wenig Schatten geben, während der noch kleinere Pflaumenbaum höchstens für Feldwege in Betracht kommt, wo er allerdings oft reizend wirken kann. Wie Perlenschnüre durchziehen solche Obstbaumwege das stille Land der Felder, wie unsere Abbildungen 106 bis 108 es andeuten.

Einer der schönsten Obstallee-bäume ist die Kirsche, da ihr volles dichtes Laub und ihr blanker Stamm auch in langer Reihe ein schönes Bild bietet (Abb. 109). Aber alle diese Obstbäume sind verhältnismässig kleine Bäume und eignen sich auch aus diesem Grunde schlecht für grosse Hauptstrassen, weil ihre Ernte immer Störungen auf der Strasse mit sich bringt, die bei dem heutigen Autoverkehr für Wagen und Öbster nicht ohne Gefahr bleiben. Man sollte daher doch nach Möglichkeit wieder zur Bepflanzung der grossen Landstrassen mit nicht obsttragenden Laubbäumen zurückkehren, die zugleich auch das Angenehme mit sich bringen würden, dass sich die Hauptstrassen leichter von den Nebenstrassen unterscheiden lassen. Der Grund des wirtschaftlichen Ertrages dürfte für unser Land nicht allein in Frage kommen, denn dieser Grundsatz, ad infinitum angewendet, führt zu einem kleinlichen Krämerstandpunkt, dem alle höheren Gesichtspunkte verloren gehen. Wenn



Abbildung 106



Abbildung 107



Abbildung 105



Abbildung 109

alle anderen Obstbaummöglichkeiten reichlich ausgenützt würden, dürfte man wohl der grossen Durchgangsstrassen für sie entbehren können.

Überall, wo es sich um strenge mehr geometrische Form handelt, liegt es nahe, zu einer Baumart zu greifen, die von Natur schon mehr eine geometrische Form zeigt: die Nadelhölzer. In Gärten und Parks verwendete man daher schon seit langer Zeit die Arten des Taxus und Tuja, bis man doch schliesslich, offenbar auf dem Wege über das immer mehr aufkommende Surrogat, zu einer seltsamen fast ausschliesslichen Vorliebe für Tanne und Fichte kam und sie, obgleich sie zum Schnitt ganz ungeeignet sind, immer mehr dort pflanzte, wo dem Sinne nach Taxus und Tuja in geschnittener Form am Platze gewesen wären.

Die
Nadelhölzer

Die Nadelhölzer bilden ein ganz besonderes Kapitel bei unserem Thema, denn ihre so häufige falsche Verwendung hat viel dazu beigetragen, dass so viele Orte ihren einstigen Reiz verloren haben. Im Kapitel Wald war ja schon davon die Rede. Auch als Alleebaum hat man die Tanne und vor allem die schlichtere Fichte zu verwenden angefangen. Wenn man ein Preisausschreiben erliesse, um zu erfahren, welcher Baum sich am schlechtesten als Alleebaum eigne, müsste man die Fichte nennen, denn ihre besondere Schönheit besteht darin, dass ihre breitesten Äste sich unten am Fusse in



Abbildung 110



Abbildung 111

langen Schleppzweigen auf die Erde legen und sie sich in Kegelform nach oben zu verjüngt. Wenn man sie mit der Spitze auf den Boden stellen könnte, Wurzeln in die Luft, ginge es vielleicht, aber was tatsächlich dabei herauskommt, sieht man auf Abbildung 111, die die Verwüstung einer alten Pappelallee durch Fichtenpflanzung darstellt.

Ein anderes Beispiel von verfehlter Fichtenpflanzung am Wege gibt die Abbildung 112. Am Rande einer steil abfallenden Höhe führt ein Weg entlang, der eine wundervolle Aussicht ins Tal bietet. Sogar ein Verschönerungsverein musste das wahrgenommen haben, vielleicht weil sich von hier eine Reihe von Ausblicken auf nahe Burgen bot. Aber der Verschönerungsverein begnügte sich nicht mit Bänken, sondern schuf auch Anlagen und so pflanzte man denn links am Abhange dicht gedrängt Tannen und wieder Tannen. Diese versperren zwar nun, wo sie herangewachsen sind, die Aussicht, aber sie geben dafür im Sommer auch keinen Schatten: beide Erfolge, die einzigen, die zu vermeiden gewesen wären, sind nun mit geradezu raffiniertem Ungeschick erreicht. Hätte man auch links vom Wege Alleebäume, etwa Kastanien oder Linden gepflanzt, so hätte man zwar aufs bequemste in deren Schatten spazieren gehen, der Blick hätte aber unter den Kronen ungehindert ins Tal schweifen können. Ich muss die Photographie anführen, um zu zeigen, dass es sich um Wahrheit, nicht um ein ersonnenes Beispiel



Abbildung 112



Abbildung 113



Abbildung 114



Abbildung 115

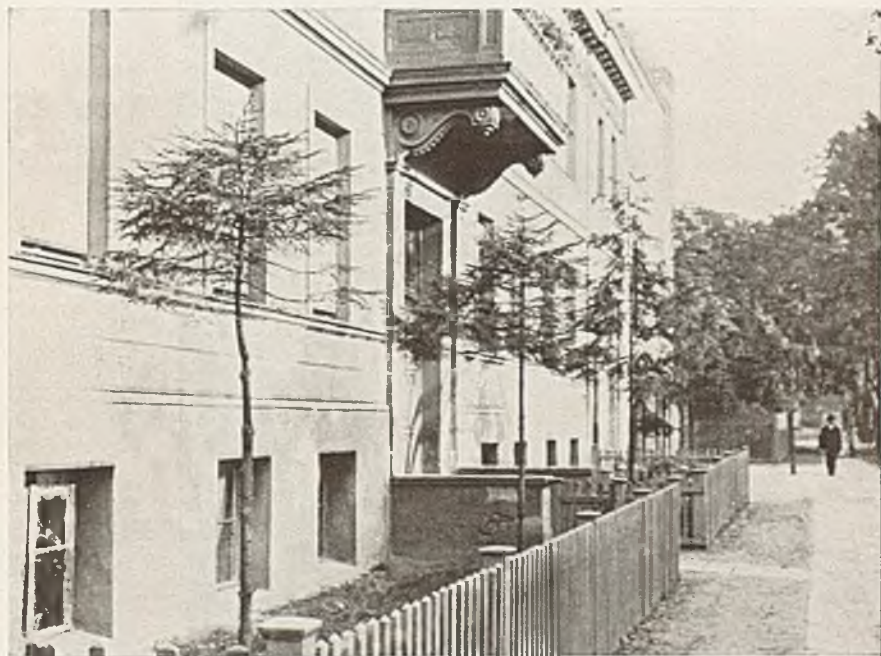


Abbildung 116



Abbildung 117

handelt, und doch ist das die Methode, nach der seit Jahrzehnten die Landschaft bei uns gestaltet wird, sobald sie verschönert werden soll. Abb. 109 zeigt eine gut angelegte Allee in ähnlicher Situation, die mit Kirschbäumen bepflanzt ist.

Die Abbildungen 114, 116 und 118 geben weitere Beispiele der typisch falschen Verwendung der Tanne oder Fichte, allerdings nicht in freier Landschaft, sondern in der Nähe von Gebäuden. Die Gegenüberstellungen zeigen deutlich, wie vortrefflich gerade an solchen Stellen geschnittene Bäume am Platze wären, während der geradezu armselige Eindruck der Fichtenbäumchen auf den anderen Bildern einem Jeden ohne Worte klar werden kann. Die Auseinandersetzungen sollen nun nicht etwa auf einen Beweis hinauslaufen, dass Tannen oder Fichten hässlich seien; ich erblicke im Gegenteil in ihnen den Typus einer unserer schönsten Bäume. Nur kann man bei Landschaft nie von einem Teil für sich allein reden, sondern die Wechselbeziehungen der einzelnen Teile schafft erst ihre Harmonie und ihren eigentümlichen Rhythmus. Um den Tannenarten gerecht zu werden, muss man sich das Charakteristische ihres Wuchses und ihrer Art klar machen. Ihnen allen ist die ausgesprochene Kegelform mit breiter Basis und hoher Spitze eigentümlich. Ist ein Exemplar ausgewachsen und schön zur Entwicklung gekommen, so können seine Schleppezweige einen Umfang von 10 bis 12 m und mehr besitzen. Aber gerade in diesen breiten



Abbildung 118

Schleppzweigen liegt die Hauptschönheit des Baumes, daher ist es von vornherein verfehlt, ihn an Orte zu pflanzen, wo die Möglichkeit dieser Entwicklung nicht gegeben ist, wie z. B. in Vorgärten, die selbst nur ein paar Meter breit sind. Schneidet man aber die unteren Zweige weg, und verlässt sich auf die Krone, so wird man sehr bald sehen, dass die Tanne keine Krone im eigentlichen Sinne besitzt, denn sie wird ohne die Basis ihrer Schleppzweige stets trübselig und gerupft erscheinen. Sie als Solitär zu pflanzen hat daher nur dann Sinn, wenn wirklich reichlich Platz für ihre natürliche und schöne Entwicklung gegeben ist; in engem Verband gepflanzt, müssen ihre tiefen Schleppzweige absterben, und es entsteht an ihrer Stelle ein höchst unansehnliches dürres Gestrüpp, wie Abbildung 119 zeigt. Überall kann man sich davon überzeugen, was aber trotzdem die Menschen von heute nicht abhält, ständig wieder Fichten in engem Verband zur Zierde eines Ortes zu setzen. Aber noch etwas anderes und beinahe noch Wichtigeres ist es, was gegen die gedankenlose Tännchenpflanzung in unserem Lande spricht. Die Stimmung, die ein jedes Gewächs, jeder Baum mit sich bringt, hängt von dem besonderen Rhythmus seines Wuchses ab, und eine landschaftliche Harmonie lässt sich nur erzeugen, wenn sie in eine Umgebung gebracht werden, die in demselben oder in sympathischem Rhythmus schwingt. Tannen, Fichten und andere Nadelhölzer gehören zu unseren ältesten und pri-



Abbildung 119

mitivsten Pflanzenformen, und es hängt daher ihrem Wesen noch etwas Vorweltliches, Urlandschaftliches an. Es ist daher auch kein Zufall, dass ihr eigentlichster und natürlichster Standplatz das Gebirge, besonders das Hochgebirge ist, bis zu dessen Vegetationsgrenze ihnen kein anderer Baum nachzufolgen vermag. Wer daraufhin die Nadelholzform in ihrer Gebirgsumgebung untersucht, wird, sobald er überhaupt für dergleichen empfänglich ist, leicht die besondere Beziehung entdecken, die hier zwischen dem Baum und seiner Umgebung entsteht. Man sehe sich daraufhin Abbildung 120 und die folgenden an, die alle dem Gebirge entnommen sind, und eine merkwürdige Harmonie zwischen der Tektonik des Gebirges und seiner Pflanzen zeigen.

An einem Bilde wie 123 kann man sehen, zu welcher Herrlichkeit sich der Nadelholzbaum an seinem rechten Ort entwickeln kann, und auch all die folgenden Beispiele geben Zeugnis davon. Aber man wird auch sofort verstehen, dass man nicht die einzelnen Bestandteile dieser Landschaftsbilder beliebig mit anderen vertauschen kann, die Laubbaumcharakter tragen, ohne ihre gesamte Harmonie zu zerstören. So wird man ohne weiteres verstehen, dass es in einer Situation wie der gezeigten unsinnig wäre, einen vollen Laubbaum zu wünschen, wie er im Vorlande und im Mittelgebirge seinen Platz hat.

Es lassen sich natürlich keine einfachen Rezepte und Vorschriften aufstellen, wo Nadelholz zu verwenden ist



Abbildung 120



Abbildung 121



Abbildung 122



Abbildung 123



Abbildung 124



Abbildung 125

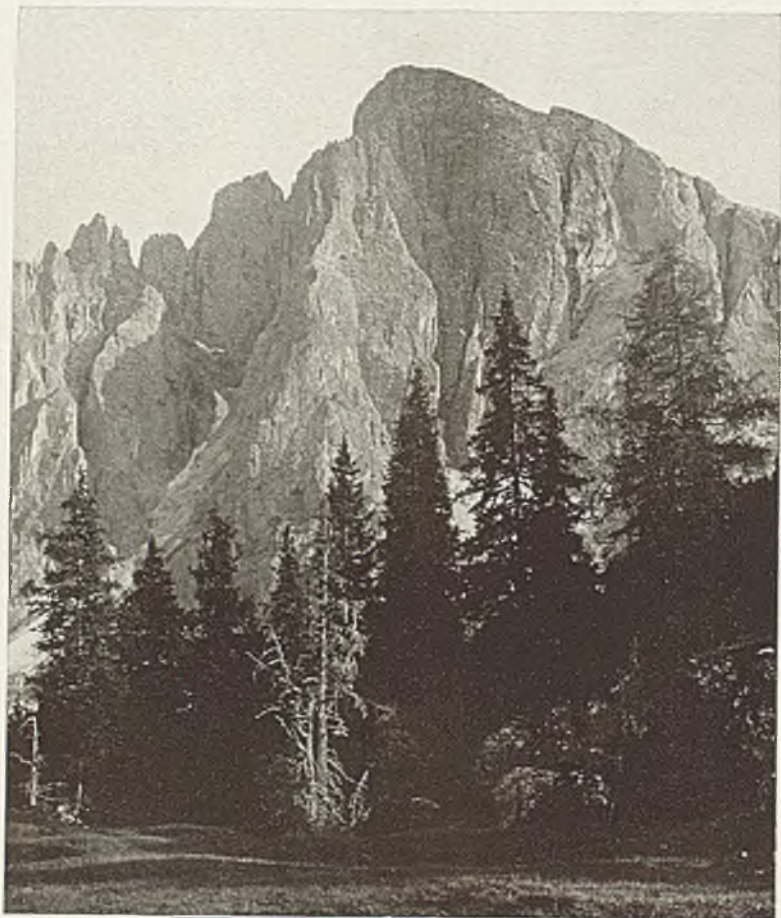


Abbildung 126



Abbildung 127



Abbildung 128



Abbildung 129



Abbildung 130



Abbildung 131



Abbildung 132

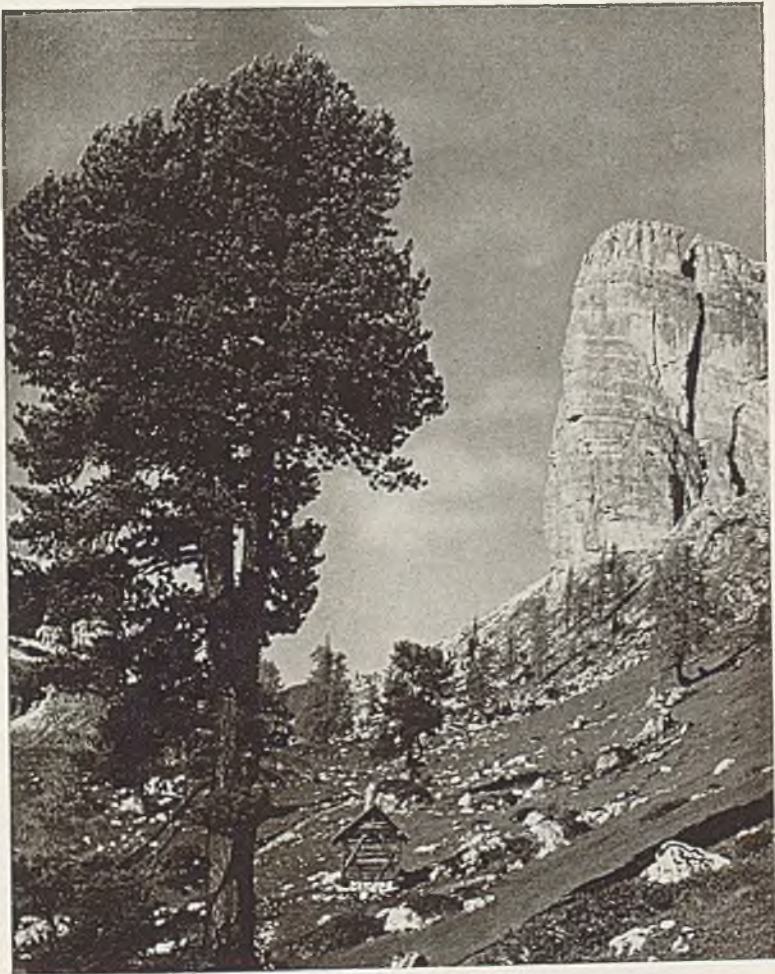


Abbildung 133



Abbildung 134



Abbildung 135

und wo keines. Immerhin wird man schon aus der Auswahl der Bilder lesen können, dass der Nadelholzbaum das rauhere, felsige, einsame Land fordert, wenn er sich vielleicht auch im fruchtbaren Lande ganz wohl fühlt. So gibt es z. B. an den Küsten von Kurland weite fruchtbare Gebiete, die mit riesenhaften üppigen Fichten bestanden sind, die mit zum Schönsten gehören, was ich je von Nadelwald gesehen habe. Aber sie verleihen doch dem Lande den Charakter des Urweltlichen, Öden und leise Melancholischen, was mit Orten, wie sie etwa auf Abb. 72, 93, 99 dargestellt sind, durchaus nicht zusammen geht.

Genau so aber, wie der Nadelholzbaum die gegebene Form für das Hochgebirge ist, so gehört zu dem weichen, welligen Hügelland unseres Mittellandes, die sie paraphrasierende, weiche Form unserer Laubwälder. Gottfried Keller, der ein so selten feines Auge für Landschaft hatte, sagt in einem Gedichte:

Es deckt der weiche Buchenschlag
Gleich einem grünen Samtgewand
So weit mein Auge reichen mag
Das hügelübergossene Land.

Ein Blick auf die Abb. 157, 171 oder 190 wird zeigen, wie sehr sich der Charakter des Vorlandes ändern müsste, wenn statt des weichen, wogenden Laubbaumrhythmus hier der zackige, spitze Rhythmus der Nadelhölzer erzeugt würde.

Wo man Grünes im Winter im Garten sucht, nehme man Taxus, Tuja, Ilex usw., verbanne aber nicht den Urwaldriesen, die Tanne, in den Garten, wo sie sich fühlen muss wie der Elefant in der Puppenstube.

Einer Besonderheit hat der Nadelbaum seine grosse Beliebtheit zu verdanken: dass er seine Nadeln im Winter nicht abwirft und daher zu den immergrünen Gewächsen zählt. Zweifellos kann der Nadelbaum auch im Winter sehr reizvolle Bilder ergeben, man denke an einen Tannenwald im Rauhref. Aber an sich ist es ein etwas kindlicher Standpunkt, wenn man eine Landschaft darnach beurteilt, ob grün in ihr vorkommt oder nicht. Mit demselben Recht könnte man sie darnach beurteilen, ob blau oder rot in ihr vorkommt. Der künstlerischen Eindrücken Zugängliche wird ein jedes Landschaftsbild nach der besonderen Harmonie beurteilen, die von ihm ausgeht und wenn „Winter“ und „Frost“ das Grundmotiv ist, so muss eben alles darauf eingestellt werden. Man wird daher bei der Winterlandschaft durch die blossgelegte Struktur der kahlen Stämme und das reizvolle Gitterwerk der nackten Äste entzückt sein, und sich nicht Sommer durch Nadelgrün vortäuschen lassen wollen. Denn das würde doch keine Harmonie ergeben.

Eine Abart der Alleeform ist die geschnittene Baumallee. Mehr oder minder wird ja ein jeder Alleebaum in Schnitt gehalten werden müssen, doch handelt es sich in der Regel mehr darum, ihn hoch zu treiben, und über



Abbildung 136



Abbildung 137



Abbildung 138



Abbildung 139



Abbildung 140



Abbildung 141

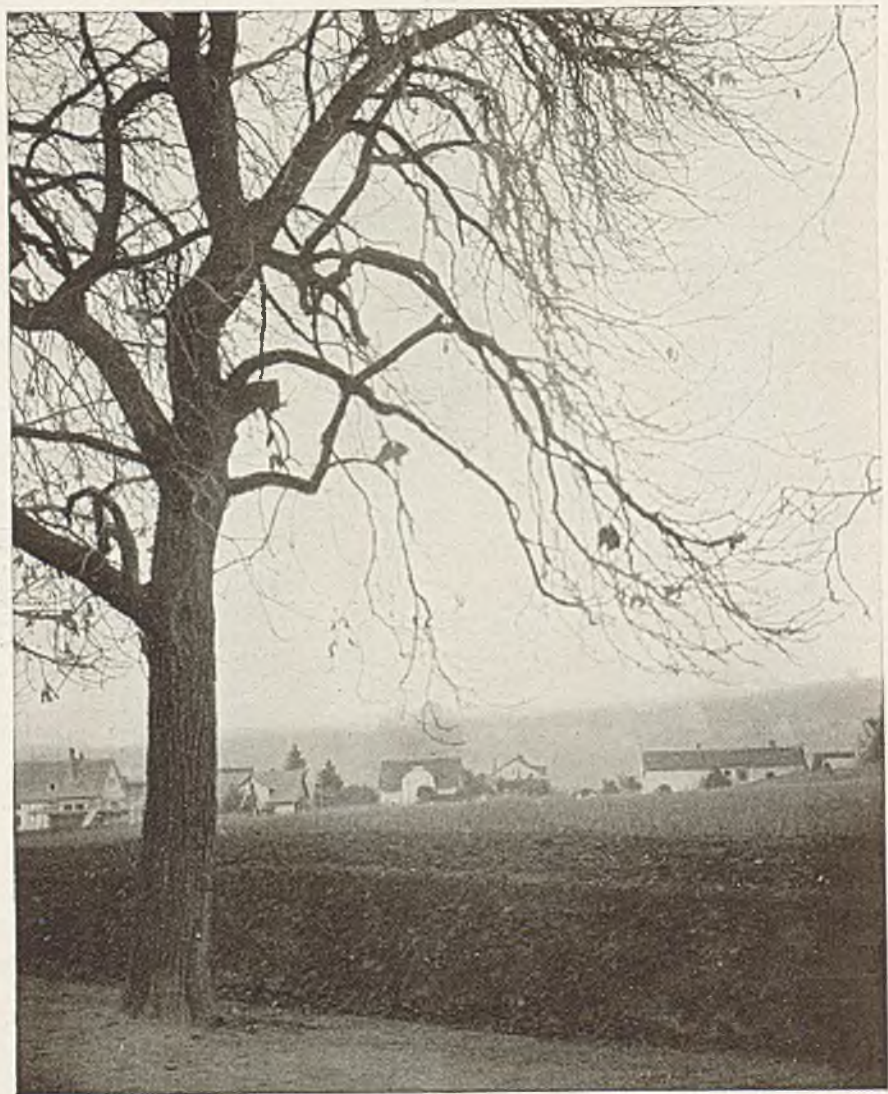


Abbildung 142



Abbildung 143



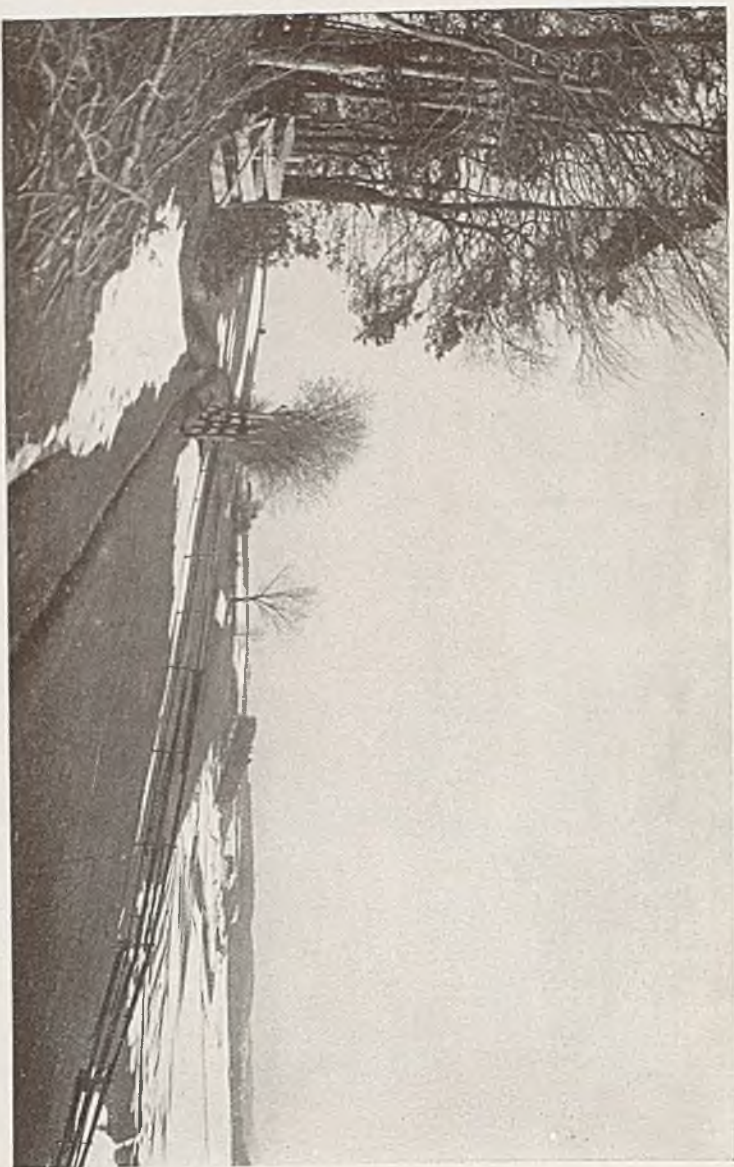


Abbildung 145



Abbildung 146

der Strasse in gewisser Höhe auszuästen, während seine natürliche Wuchsform beibehalten wird. Je mehr sich aber eine Alleeform der Architektur nähert, um so stärker ist es möglich, auch die Pflanze der architektonischen Form anzupassen. Hierbei scheidet sie allerdings etwas aus unserem Thema aus und gehört mehr in das Gebiet der Gärten und Parks. In Band 2 über Gärten ist daher diese Frage auch schon eingehend behandelt. Immerhin seien hier einige Beispiele des kurzgeschnittenen Alleebaumes gezeigt, wie wir sie häufig am Rheinufer und überhaupt im Westen finden.

Natürlich gibt es auch bei der Allee allerlei Übergangsformen, von denen ich in Abb. 150 eine sehr reizvolle zeige. Hier zieht sich keine regelmässige Alleepflanzung, sondern mehr ein langgezogener Busch als Begleitform eines ansteigenden Weges zur Höhe hinan. Wie eine dicke Raupe kriecht er am Boden hin und verbindet durch seine gedrängte Masse das Tal mit dem Wald auf der Höhe. Mit ihrer Wegnahme würde dem Bilde sein Hauptreiz genommen sein.

Besteht im Volke immer noch das Idealbild, das das Wort Wald umschwebt, wenn auch die Wirklichkeit geschwunden ist, so fehlt für den Einzelbaum oder die Baumgruppe in ihrer Wechselbeziehung zum Landschaftsbild heute jedes volkstümliche Verständnis. Der Solitär ist zwar eine im Park- und Gartenbetrieb häufig

Der
Einzelbaum



Abbildung 147



Abbildung 148



Abbildung 149

wiederkehrende Figur, aber seine Bedeutung wird von der botanischen Seite betrachtet, während von seiner rhythmischen Wechselbeziehung zum Landschaftsbild heute nur einige Maler, Dichter und Toren etwas wissen.

Es fehlte in der Natur häufig ein Punkt oder ein Ausrufungszeichen, und wo ein solcher betonter Fleck not tat, da liess Gott einen Baum wachsen oder seine Stellvertreter auf Erden pflanzten einen hin. Für ein mit allen Sinnen lebendes Volk wurde solch ein Baum oder Baumgruppe ein Wahrzeichen und ein unentbehrliches Bestandteil der Heimat, das man genau so liebte und auf das man genau so stolz war, wie auf die Kirche im Dorf und das Schloss darüber.

Es handelt sich dabei durchaus nicht immer um das einwandfreie, tadellose Exemplar der Gattung. Ja, an manchen Stellen mag das sturmzerzauste, schiefgewachsene Individuum besser am Platze sein, ganz nach dem Ausdruck, den seine Umgebung fordert.

Selbstverständlich können über solche Erscheinungsformen der Landschaft nicht Leitsätze gebildet werden, und wenn ich zu dem Thema einige Abbildungen anfüge, so kann deren beschränkte Zahl die Möglichkeiten natürlich nicht annähernd erschöpfen. Aber der Zweck dieser Bücher ist ja auch nicht, das Thema enzyklopädisch zu bearbeiten, sondern sie sollen erzieherisch wirken; und wenn die Bilder einigen die Augen öffnen für gewisse Fälle, so wird es ihnen ein Leichtes sein, in der Natur unzählige andere selbst zu entdecken.



Abbildung 150

Abbildung 151 stellt eine durchaus alltägliche Gegend dar, die ebensogut in Westfalen wie in Pommern, in Bayern wie in Hannover zu finden ist. Seinen Akzent erhält dieses Bild mit seinen weichen, schwellenden Waldrändern und dem beruhigten Linienspiel seiner Felder allein durch die dunkle schwere Masse des grossen runden Baumes, der gleichsam sein Widerspiel findet in der langhingestreckten, eckigen Form der Feldscheune. Man mache den Versuch, sich den Baum zuzudecken, um sofort zu erkennen, dass das ganze Bild hierdurch sein Wesentliches verliert.

Fast das gleiche liesse sich sagen von Abb. 152, wo ebenfalls ein an sich sympathisches, aber doch alltägliches Stück Natur etwas Besonderes, ja fast feierlich Monumentales erhält durch das Hinzutreten einer derart gewaltigen Baummasse.

Aber auch eine an sich ausgeprägtere und in entschiedenerem Rhythmus aufgebaute Landschaft wie etwa Abb. 153 kann eine bedeutsame Verstärkung durch einzelne Baumexemplare erhalten. Die in beinahe eigensinnig geraden Linien zueinander stehenden Silhouetten der Bergzüge würden ohne den grossen Baum durchaus den Charakter des Öden, fast Wüstenhaften zeigen (was natürlich auch hohe Schönheiten haben kann), während hier der Baum der weichen und fruchtbaren Flussniederung ihren Charakter erhält und dabei doch die Note, die gerade unseren mitteldeutschen Landen eigen ist, variiert. Man

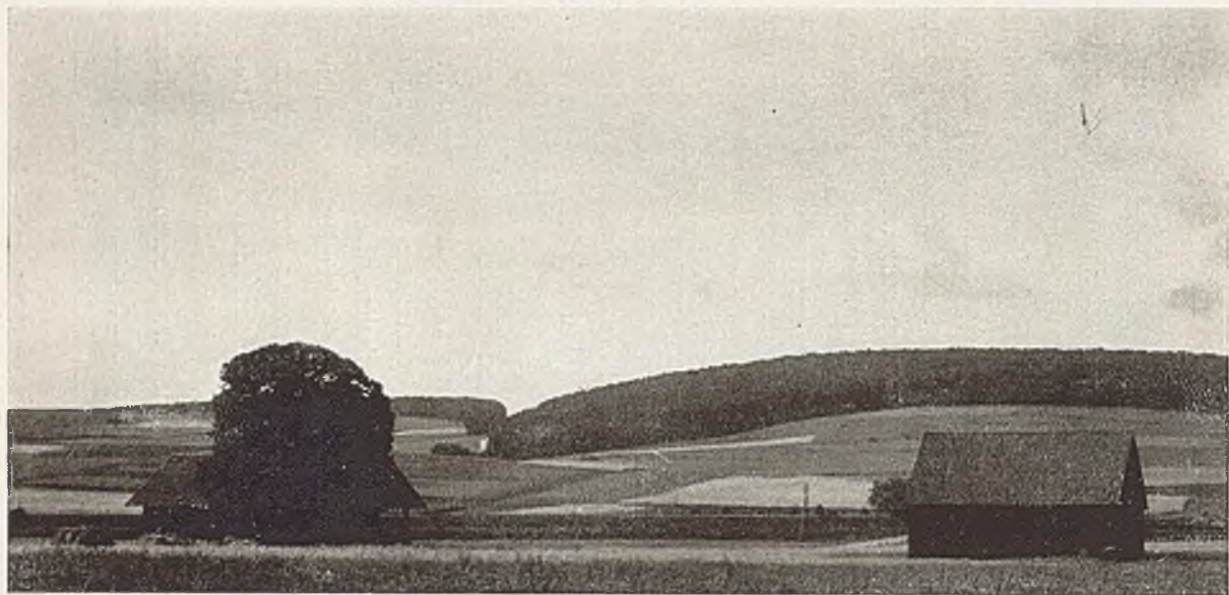


Abbildung 151



Abbildung 152



Abbildung 153

beachte bei diesem Bilde den besonderen Rhythmus des Aufbaues, wie der Fuss des steil abfallenden Berges gleichsam sein Widerlager in der schweren Masse des Baumes findet, während die Horizontale beruhigend die Gegensätze zu vermitteln scheint.

Auf einem ganz ähnlichen Kompositionsprinzip beruht Abbildung 154, wo auch grosse vereinzelt Baummassen den Druck des Bergzuges aufzuhalten scheinen. Nur ist die Tonart hier eine ganz andere; denn während jenes in dumpfem Moll gehalten ist, klingt hier alles in heiterem Dur.

Ein anderes früher sehr häufig wiederkehrendes Beispiel ist die grosse Baumgruppe, unter deren Schutz sich eine menschliche Ansiedlung schmiegt, wie die Küchlein unter die Flügel der Henne. Wenn man ein Bild wie 155 so recht in sich aufnimmt, wird man die Vorstellung nicht von sich abweisen können, dass Philemon und Baucis hier wohnen.

In den Zeiten der Romantik, wo man ein feines Naturgefühl entwickelt hatte, pflanzte man sehr häufig auf den Gipfel eines einsamen Berges einen einzelnen Baum. (Siehe Abb. 157.) Ähnlich wie bei einem einsamen Wartturm oder einer kleinen Kapelle auf weit sichtbarer Bergeshöhe wird dadurch das Gefühl der Weite und Ferne gesteigert. Rein verstandesmässig könnte man diese Wirkung dadurch erklären, dass ein allgemein bekannter Massstab geschaffen wird, der die Höhe und Grösse der

Waldberg
bei Tegernsee



Abbildung 154



Abbildung 155



Abbildung 156



Abbildung 157

Bergmasse erst erklärt; aber gefühlsmässig tritt noch etwas anderes hinzu, denn eine unbewusste Gedankenverbindung identifiziert die Person sofort mit dem einsamen Baum und macht uns dadurch die Verlassenheit des Platzes hoch über dem lauten Getriebe der Welt deutlicher fühlbar. Gar mancher Berg wäre einfach übersehen worden, wenn er nicht durch ein solches Bauwerk oder einen einzelnen Baum einen bedeutsamen Akzent erhalten hätte. Natürlich gehört dazu der Gegensatz einer überwiegend kahlen Fläche in der Umgebung, die den Einzelbaum erst zum Ausdruck bringt.

Denn ebenso wie die Erscheinung des einzelnen Baumes vernichtet wird, wenn man ihn abschlägt, so kann man dieselbe vernichtende Wirkung erzielen, wenn man ihn mit anderen Bäumen umgibt.

Dafür bietet unser Bild 157 ein gutes Beispiel. Jeder, der auch nur einen letzten Rest von Sinn für landschaftliche Sprache hat, muss erkennen, dass das Bild des einsamen Baumes auf dem kahlen Bergrücken von seltsamer Grösse ist, die von ferne leise an biblische Szenerien gemahnt. Selbstverständlich haben das auch alle Generationen vor uns sehr wohl gefühlt und den einsamen Baum gepflanzt, gepflegt und gehütet, so dass er ein Wahrzeichen der ganzen Gegend wurde. Unserer Zeit blieb es vorbehalten, diesem Zustand ein Ende zu machen. Unbekümmert um die Rechte, die ein jeder an seiner Heimat hat, schonte man den Berggipfel an, so dass er sich für die



Auf dem Berg Dreilinden bei Jena

nächste Generation nicht mehr als das Besondere des ganzen Talkessels darstellen, sondern bald Kieferngestrüpp ihn und den einsamen Baum auslöschen wird, da beide in dem Einerlei der beforsteten Abhänge verschwinden werden.

Dasselbe Schicksal trifft natürlich auch manche weniger auffallend gestellte Bäume.

Die Abb. 158 und 159 zeigen den Beginn hierzu. Das erste Bild zeigt die einsame Baumgruppe in ursprünglicher Verfassung, während das nächste Bild sie von einer Pflaumbaumpflanzung umgeben darstellt. Da die Bäume noch nicht sehr gross sind, ist die Wirkung der Gruppe noch nicht ganz aufgehoben, aber man wird auch hier schon das Störende und Abschwächende erkennen. Bei weiterem Zupflanzen und Wachstum der Bäume wird natürlich die Erscheinung des Solitärs gänzlich verschwinden.

In früheren Zeiten war es der Stolz eines jeden Dorfes, in seiner Feldmark da und dort einen Solitär stehen zu haben, unter dessen Schatten die Schnitter zur Mittagszeit ruhten, der bei Regen Schutz gewährte und in später Stunde dem Wanderer die Wegkreuzung kündete. In katholischen Ländern stand unter solchen Einzelbäumen meist ein Kruzifix oder auch eine Feldkapelle. Das mag vielleicht mit ein Grund sein, dass man in Süddeutschland den Einzelbaum noch öfters findet, als in Norddeutschland, wo er bald ausgerottet

*mit Ausnahmen von
Mecklenburg*



Abbildung 158



Abbildung 159



Abbildung 160

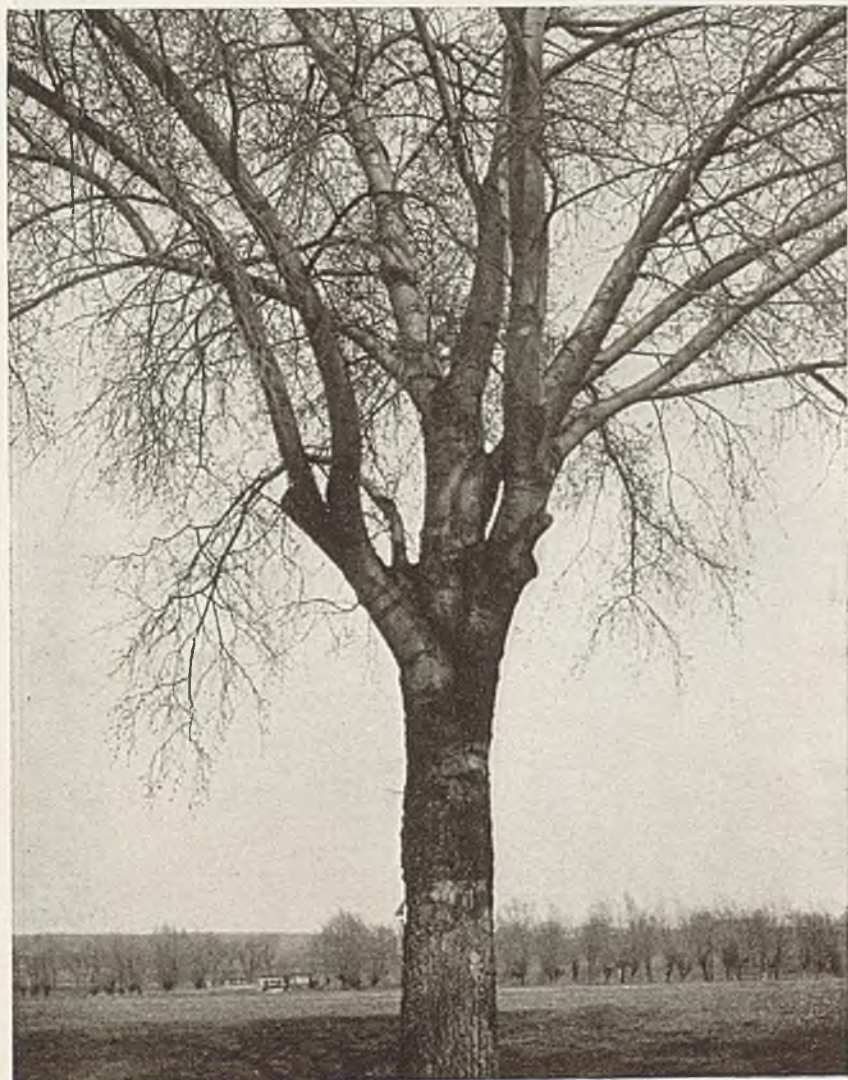


Abbildung 161



Abbildung 162



Abbildung 163

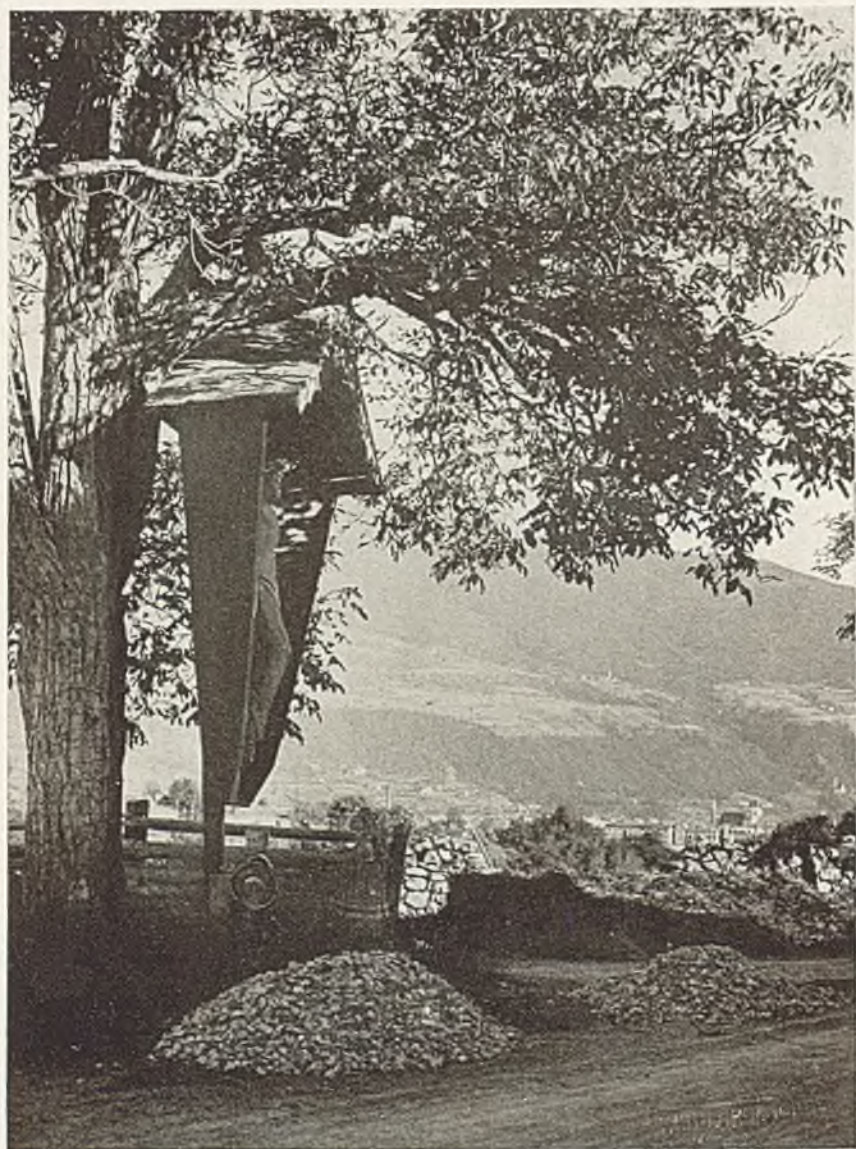


Abbildung 161

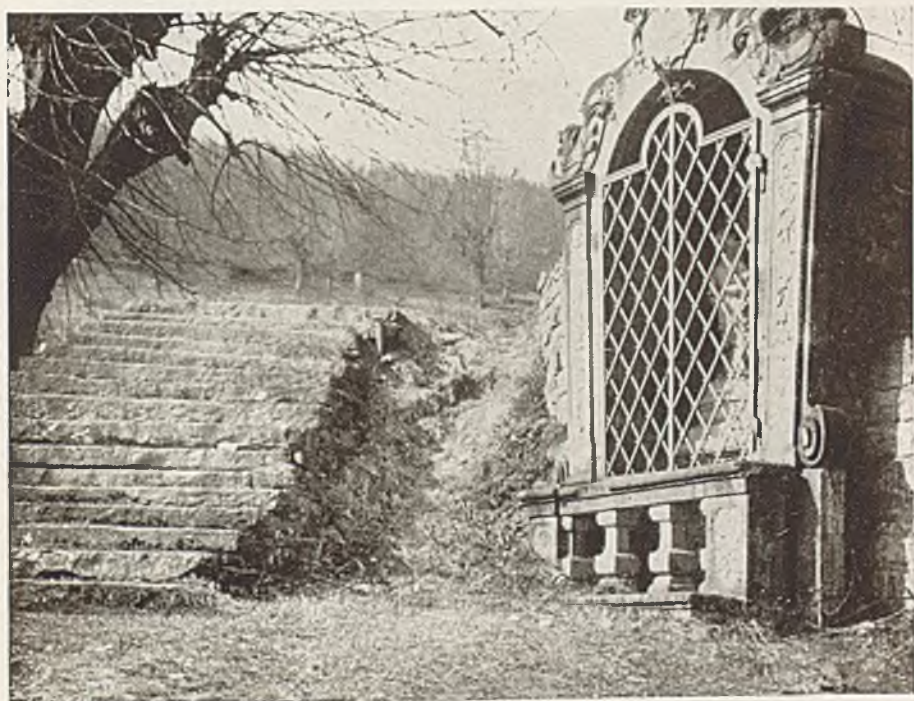


Abbildung 165



Abbildung 166



Abbildung 167

sein wird. Denn nur ein Blinder kann bestreiten, dass die vielen reizvollen Orte, die unser Land besass, immer seltener werden und die törichte Anlagen, wie sie um die rasch wachsenden Städte herum vielfach entstehen, das Übel nur noch schlimmer machen.

Eine Art Anlage, wie wir sie in reifer Schönheit als Erbe übernommen haben, ist der Baumplatz auf vier-eckiger oder kreisrunder Basis. Obgleich solche Anlagen vorzugsweise innerhalb von Ansiedelungen auftreten, kommen sie doch auch hier und da in der freien Landschaft vor. Abb. 171 gibt davon ein gutes Beispiel.

Ähnlich wie der Einzelbaum ist die Baumgruppe die natürlichste und schönste Nachbarschaft für eine Steinbank, ein Kruzifix, eine Kapelle, Rasthaus, Brunnenstube oder auch einen Gedenkstein. Für die vielen Kriegerdenkmäler, die der Krieg bringen wird, dürfte es keine passendere und edlere Umgebung geben als eine Baumgruppe oder einen kleinen Hain. Die Dorflinde am Gemeindeversammlungsplatz oder auch der von vielen Bäumen umpflanzte, mit Steinumfassung versehene runde Platz im Dorf kommt besonders noch in den Dörfern Hessens häufig vor. Abbildungen 172 und 173 zeigen zwei schöne Beispiele.

Nicht immer beansprucht die Landschaft das an sich schöne Exemplar. Oft können Bäume, die man mit Krüppel und Invaliden bezeichnen könnte, sehr charakteristische und erhaltenswerte Bilder ergeben. So findet man an manchen



Abbildung 168



Abbildung 169



Abbildung 170

Orten Weiden, denen man die Krone abgehauen hat und deren Rutennachwuchs geerntet wird. Diese „Kopfweiden“ vermögen hier und da besonders reizvolle Erscheinungen zu ergeben, und es wäre durchaus falsch, ihre Behandlung als Entstellungen der Landschaft zu bezeichnen. (Abb. 174 und 175.) Auch die knorrigen Wurzeln alter Bäume, die an Abhängen vom Erdreich blossgelegt sind und uns so gut veranschaulichen, wie der Stamm sich in den Boden festkrallt, sind von hoher formaler Schönheit. (Abb. 176.) Sogar geborstene Bäume (Abb. 73 und 177) bilden fast immer so interessante Formen, dass gerade in diesen Abweichungen von dem normalen Wuchs die eigenartigsten Belebungen des Landschaftsbildes entstehen. Es ist für diese ein grosser Verlust, wenn die forsttechnische oder gärtnerische Korrektheit keinen Winkel und keine Ecke mehr in Frieden lässt.

Was der Einzelbaum oder die Baumgruppe für die Architektur bedeuten kann, sei hier nur kurz gestreift. Frühere Zeiten haben gut gewusst, wie gerade bei Bauanlagen in der Natur der Baum oft ein unentbehrlicher Bestandteil der Gesamtanlage wird, mit der er zu einer untrennbaren Einheit verschmelzen kann, da er dem Ganzen eine erhöhte Bedeutung verleiht, als dem bescheidenen Einzelbauwerk möglich ist. Aber wie selten ist eine solche Erkenntnis bei den Besitzern zu finden, und mit welcher trostlosen Gefühlsstumpfheit schlägt man überall diese Bäume, mögen sie noch so gesund und mag ihr blosses



Abbildung 171

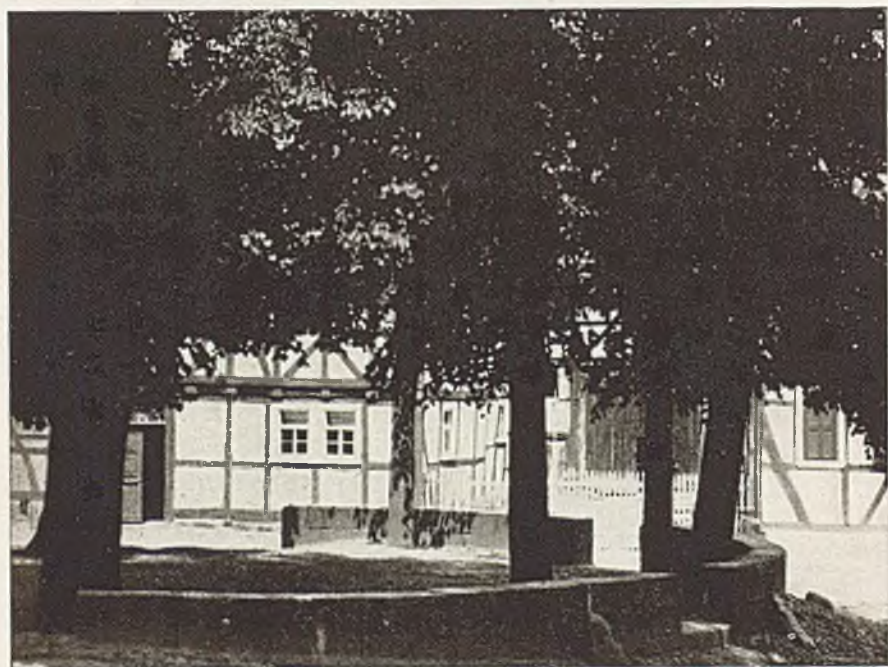


Abbildung 172



Abbildung 173



Abbildung 174



Abbildung 175



Abbildung 176



Abbildung 177

Dasein für die Allgemeinheit die grössten Werte bergen. Im letzten Kapitel von Band IV sind ein paar Sätze abgedruckt, die Goethe hierfür fand.

So führt unsere Zeit einen Vernichtungskrieg gegen alle die stimmungsvollen Orte, die frühere Generationen für uns vorbereitet haben. Denn ein Baum braucht nicht weniger als 100 Jahre, um seine Schönheit zu erlangen, und uns nützt nicht der Trost, dass auf die Reihe von Werden und Vergehen auch immer die von Vergehen und Werden folgt, wenn wir nicht ebenfalls mit feinem Sinn gestaltend an unsere Landschaft herantreten.

Auch als Denkmal oder in Verbindung mit einem Denkmal sei des Baumes oder der Baumgruppe hier gedacht. Überall da, wo nur geringe Mittel zur Verfügung stehen, wird mit Bepflanzung das würdigste Material gewählt. Besonders in Hinsicht auf die vielen Kriegerdenkmäler und Soldatengräber, die die Zeit nach dem Kriege bringen wird, sei hier an den Baum gemahnt.

Ackerbau

Das ist die üppige Sommerzeit,
 wo alles so schweigend grünt und blüht,
 Des Juli stolzierende Herrlichkeit,
 langsam das schimmernde Land durchzieht
 Gottfried Keller.

Es kann wohl als ein besonderes Ruhmesblatt der neueren Malerei und Dichtung gelten, all die stille Poesie unserer Feldeinsamkeit entdeckt zu haben, während sich die vorhergehende Epoche der Romantik mehr



Abbildung 178



Abbildung 179



Abbildung 180

mit dem geheimnisvollen Walde und dem rauschenden Strom beschäftigt hat.

Eine Kunst, die das Leben gestaltet, kann auch nicht gut daran vorübergehen, dass das heutige Deutschland seinen vorherrschenden Charakter durch Landwirtschaft erhält, die bei weitem das grösste Gebiet beherrscht. Durch sie kommt die tektonische Beschaffenheit der Erdoberfläche überall klar zum Ausdruck und nur ihr geologisches Material wird durch das weiche Kleid der Humusschicht verhüllt. So schafft der Ackerbau im Flachlande die unendliche Perspektive und bemalt im Hügellande die Erdwellen mit dem lustigen Streifen- und Schachbrettmuster der Felder, die dadurch neue plastische Form gewinnen, während die busch- und baumbesetzten Grenzlinien der Raine und Gemarkungen die Bewegung unterstreichen und verstärken. Man kann daher behaupten, dass die Kultivierung des Bodens zu Ackerland den nachhaltigsten Anteil an der Gestaltung der deutschen Landschaft gehabt hat.

Unsere Bilder werden andeutungsweise zu verstehen geben, was damit gemeint ist. Ein namhafter Vertreter der älteren Malerei hat zwar einmal behauptet, er begreife nicht, wie jemand so etwas malen könne, denn der Anblick erinnere ihn an das Muster eines gestreiften oder karierten Hosenstoffes. Aber das Bild ist vollkommen schief gedacht, denn es handelt sich ja durchaus nicht um ein schablonenhaftes Muster, sondern um das lebendige Spiel bewegten Lebens, das auf das Sonderbarste das



Abbildung 181



Abbildung 182



Abbildung 183



Abbildung 181



Abbildung 185



Abbildung 186



Abbildung 1S7



Abbildung 148

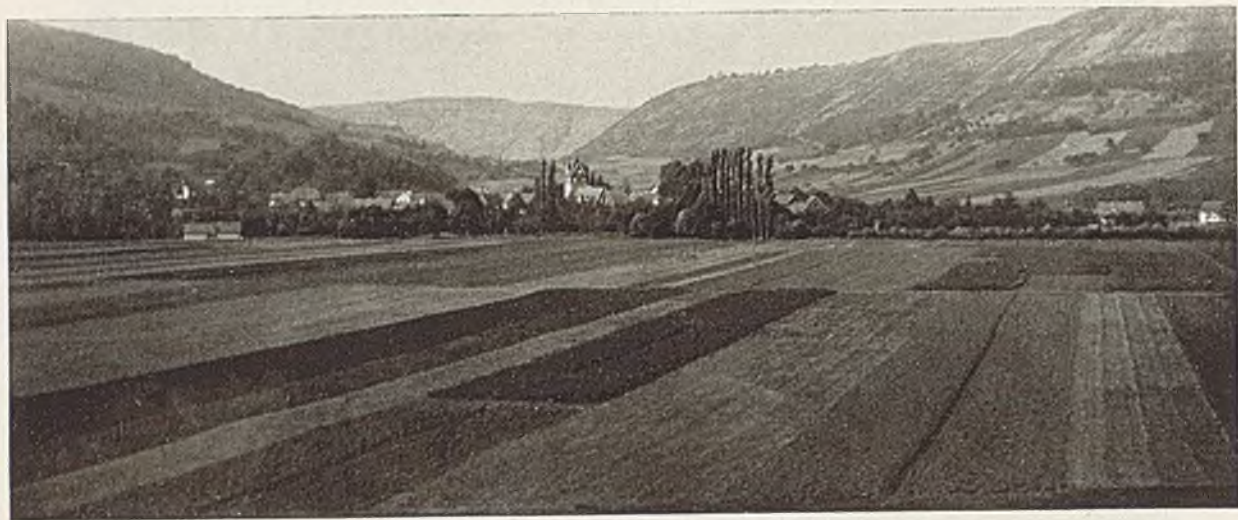


Abbildung 189

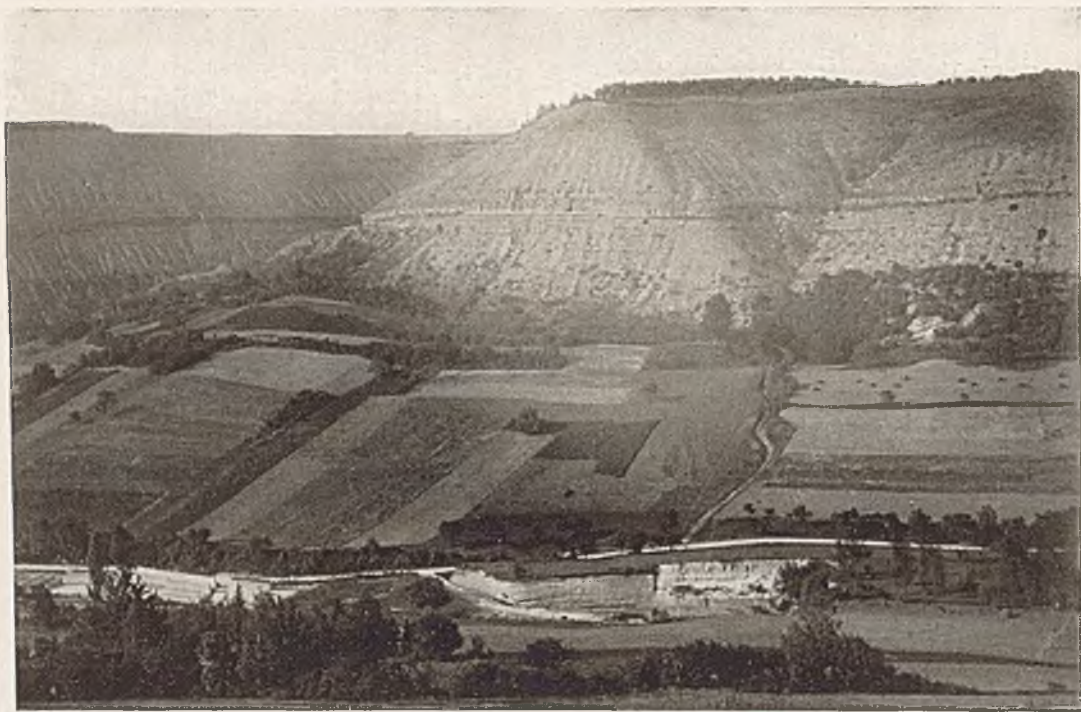
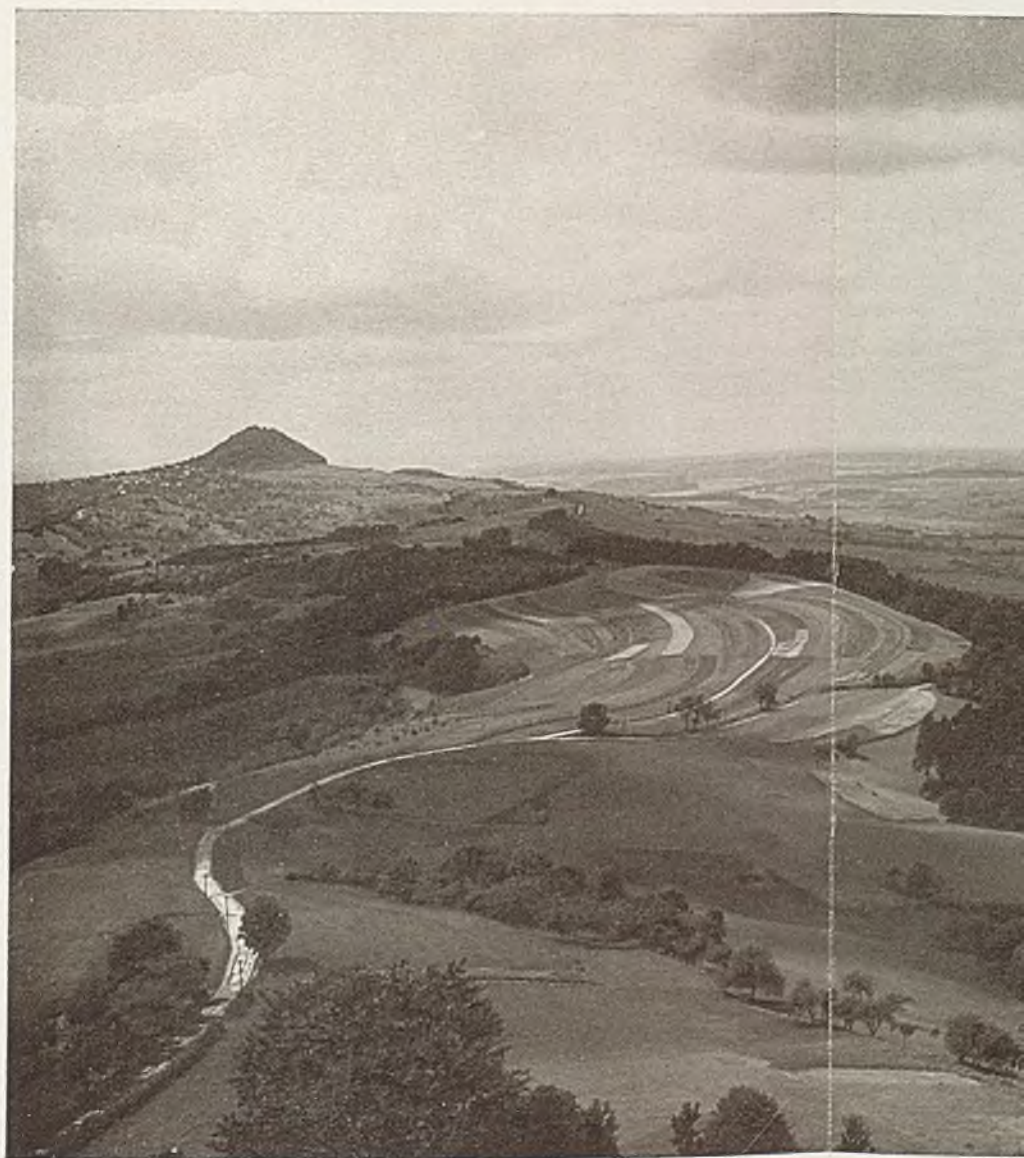


Abbildung 190

faltige Antlitz der alten Erde enthüllt, und darüber hingestreut eine lebhafte Fülle von Büschen, Baumgestrüpp und Hecken, den Wohnplätzen der tausend gefiederten Säger, die im Sommer auf unseren Feldern ihre Lieder singen.

Die Feldwirtschaft ergibt heute zwei verschiedene Bilder, je nachdem es sich um Kleinbauernland oder Grossgrundbesitz handelt. Durch die zahlreichen und kleinen Äcker gewinnt bei jenem das Land mehr Abwechslung, während der Grossgrundbesitz zum Zwecke vereinfachten Betriebes viele Äcker zu gemeinsamer Bewirtschaftung zusammenfasst, und dadurch weite Flächen gleichartiger Fruchtarten entstehen.

Wenn man auf einem hohen Orte steht und unter sich das tausendfältige Netz all der kleinen Äcker, Raine und Wiesenstreifen sieht, mit ihren zahllosen Grenzlinien, so wird unmittelbar dadurch der Gedanke angeregt, wie seltsam verschlungen und kompliziert doch der Besitz dieses Ackerbau treibenden Volkes ist. Als die Ureinwohner des Landes vom Nomadenleben zur Sesshaftigkeit und damit zum Feldbau übergingen, traten die einzelnen Sippen und Familien bald zu Dorfgemeinschaften zusammen, die den gerodeten Boden gemeinsam besaßen, aber getrennt bewirtschafteten. Die Grösse des dem einzelnen überlassenen Anteils ist uns bis heute noch in dem Worte Tagwerk oder Morgen = Arbeitsmorgen überliefert. Die einzelnen Morgen, in die das gesamte



Ackerland aufgeteilt war, wurden den einzelnen Gemeindegliedern durch das Los zum Bewirtschaften überlassen, und zwar anfangs in jährlichem Turnus, später auf grössere Zeiträume. Diese Anteile wurden schliesslich so reichlich bemessen, dass sie über mehrere Generationen hinaus nicht mehr neu verlost wurden, so dass erst Erbbau und dann Privateigentum daraus entstand. Auf diese Weise erklärt sich die Versprengung des Privatbesitzes über die ganze Feldmark. Die Verzettlung des Besitzes wurde immer grösser durch Verkauf, Erbteilung, Mitgift, so dass die immer wieder geteilten Parzellen in immer mehr Hände kamen. Dass eine solche örtliche Zersplitterung dem landwirtschaftlichen Betriebe grosse Schwierigkeiten in den Weg legen musste, ist leicht einzusehen. Eigentlich sollte man erwarten, dass die einzelnen Besitzer selbst die Initiative zu einem geeigneten Austausch auf Grund privater Übereinkunft ergriffen hätten; doch rechnet man dabei nicht mit dem störrischen, eigensinnigen und misstrauischen Sinn des Bauern. Hätte man dieses Werk den Eigentümern überlassen, so wäre man heute wohl genau so weit wie vor hundert Jahren. Es war daher ein Segen für das Gemeinwohl, dass die Regierungen der einzelnen Länder sich entschlossen, den Austausch selbst in die Hand zu nehmen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts entstand die neue Behörde: Generalkommission für Gemeinheitsteilung, welche die Zusammenlegung oder Verkoppelung (Separation) gesetzmässig vornahm und für gerechten Ausgleich

der Interessen sorgte. In der Theorie sah das durchaus einwandfrei und vernünftig aus; die Praxis brachte aber manche Umstände mit sich, welche die Theorie übersehen hatte, denn ihre Tätigkeit fiel meist in die schlimme Periode der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Man griff mit Reissbrett und Winkelmaß, die oft genug von plumpen Händen und blöden Augen geführt wurden, in einen wenn auch komplizierten, so doch natürlich gewordenen Organismus ein, und da ging es denn nicht allein über Ar und Hektar von Land her, sondern auch über alles, was bisher die natürlichen Grenzen gebildet und bezeichnet hatte: Raine, Hecken und Buschwerk, einzelne Bäume und kleine Wäldchen, Gräben und Bäche, die natürlich verschlängelt über die Wiesen liefen, und gekrümmte Wege, die sich mit einfacher Selbstverständlichkeit dem Terrain anpassten. Das alles sah der Geometer als Störung an, wenn er über sein Reissbrett gebeugt Gerechtigkeit übte. In seinem Gehirn malte sich allmählich die Vorstellung, dass mit solchem Firlefanz überhaupt aufgeräumt werden müsse, da gekrümmte Linien der Flächenberechnung stets nur hinderlich seien und Hecken und Büsche doch nur lichtscheuem Gesindel oder gar Liebespäpchen zum Unterschlupf dienen könnten. Ausserdem sei der „Nutzertrag“ dieses regellos wachsenden Grünzeugs rechnerisch kaum zu erbringen und es sei deshalb nach Möglichkeit auszuschalten. Und so wurde denn gemessen und begradigt, gerodet und eingeebnet, bis jeder

natürliche Reiz der Landschaft verschwunden war und Hekatomben von Vogelopfern gebracht waren, denen man Nist- und Brutstätten vernichtet hatte. Und hier verwundete sich das System selbst an seiner empfindlichsten Stelle: dem Nutzertrag. Man hatte nicht damit gerechnet, dass es einen bösen Feind aller Bodenkultur gab: die Insektenwelt. Und damit das Volk der Insekten nicht zum Himmel wüchse, hatte Gott die Spatzen und Rotkehlchen, die Meisen und Bachstelzen eingeführt, die nichts lieber fressen als gerade die bösen Insekten und bei ihrer nicht zu leugnenden Gefrässigkeit zwar immer noch nicht soviel fressen konnten, dass ihre Liebesspeise ihnen ausstarb, aber doch genügend davon vertilgt wurde. Da man nun die Vögel von Haus und Hof vertrieben hatte, entstand gar bald eine Insektenplage, derer man mit natürlichen Mitteln nicht mehr Herr zu werden vermochte. Man griff zu hundert künstlichen Mitteln, von denen man sich einzig Erfolg versprach, die auch hier und da etwas halfen, dafür neue Schäden hervorrufend, an die man nicht zugleich gedacht hatte. So geht es meist, wenn der so furchtbar kluge Mensch aus dem grossen Uhrwerk ein Rädchen herauslöst, weil es ihn ärgert, und nicht bedenkt, dass dann der ganze Mechanismus stehen bleibt. Genau so musste auch hier erst massloser Schaden entstehen, ehe natürliche Einsicht wieder Platz griff. Heute sind, nicht zum mindesten dank der Heimatschutzbewegung und dem Entgegenkommen der Regierungen die zuständigen

Behörden angewiesen, alle jene Punkte zu beachten und auch dem natürlich Gewordenen und seiner Schönheit erneute Pflege zu widmen. Noch sind wir nicht über den Berg hinweg und die neuen Ideen fangen erst langsam an, sich in der Praxis geltend zu machen; aber wir wollen froh sein, dass bereits eine Umkehr da ist, die mit der Zeit hoffentlich zum Ziele führt. Denn alles, was der Mensch gemeinhin Schönheit nennt und was der Banause missen zu können glaubt, ist im Grunde nichts anderes als sichtbar gewordene Vollkommenheit, die nur zu verborgene Beziehungen hat, um ohne weiteres nur durch eine Rentabilitätsberechnung dargestellt zu werden.

Aber nicht in der Zusammenlegung allein war dem unregelten Busch- und Baumwerk ein Zerstörer erwachsen; auch der habgierige Sinn der Bauern hat in diesem schlimmen Jahrhundert einen wahren Vernichtungskrieg geführt gegen alles, was am Wege grünte und blühte, nachdem eine „aufgeklärte“ Landwirtschaft ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, dass auf dem Quadratmeter Land, den er durch Rodung der Hecke gewann, für 8 Pfennige Kartoffeln stehen könnten. Dem Bauern war es ja nie sehr gut gegangen, und dass er geizig und habgierig sei, können wir schon bei Hans Sachs lesen. Aber wenn wir uns andererseits sein Bild aus alten Büchern konstruieren, muss er doch auch ein grosses Stück Naturliebe gehabt haben, das gewiss nie etwas von Ästhetentum an sich

hatte, aber vielleicht doch ein Stück echten Schönheitsdurstes war. Wie wäre sonst das Vorhandensein einer grossen und starken Bauernkunst zu verstehen, die es fertig brachte, dass uns heute noch die alten Dorfanlagen mit ihren Gassen, Gehöften, Häusern, Stuben und Geräten wie vollendete Kunstwerke erscheinen? Mit dem 19. Jahrhundert, das dem Städter seinen natürlichen Kunstsinne raubte, muss wohl auch der entsprechende Trieb bei dem Bauern zugrunde gegangen sein, denn nur so ist die fanatische Verfolgungswut zu verstehen, mit der der Bauer jeden Baum zerstört, dessen Nutzungswert er nicht zu errechnen vermag. Alles kahl zu fressen wie Raupen, keinen Halm und keinen Zweig stehen lassen zu können, ist leider heute ein Stück vom Wesen des Bauern. Auch hier kann nur ein undankbarer Sinn verkennen, dass die Aufklärungsarbeiten, die die Staatsregierungen auf dem Lande betreiben, indem sie von neuem auf den Wert der Hecken und Bäume und des Vogelschutzes hinweisen, einen erfreulichen Fortschritt bedeuten.

Unsere Bilder werden das Gesagte veranschaulichen und bestätigen. Auf 187 sehen wir das Wiesental, das vereinzelt durch Äcker unterbrochen wird, reich bestanden mit kleinen und grossen Baumgruppen und Gebüsch, das dem gesamten Landschaftsbilde erst sein freundlich heiteres und wohlhabendes Gepräge verleiht.

Ein wahres Idealbild davon, wie eine schöne und glückliche Feldmark aussehen soll, gibt Abbildung 191.



Abbildung 191

Hier ist alles Land, was sich zum Acker eignet, reichlich ausgenutzt und von goldenen Ähren überzogen, die im Sonnenglanz wogen und mit ihrem Glanze den ganzen Berg erfüllen. Aber das kleine Tal, das sie in ihrer Mitte durchschneidet, ist als Weideland belassen und die Abhänge hat man dem wilden Busch- und Baumwerk gegönnt, das dort aufzuspiessen und zu blühen wünschte. So hat jedes das Seine und die kleinen Zaungäste, die sich darin angesiedelt haben, werden nicht vergessen, ihre Dankesschuld für die erwiesene Gastfreundschaft zu erstatten.

Hecken, als Kunstform behandelt, gehören streng genommen nicht mehr zur Landschaft, sondern zum Park, wo sie sich in gewissem Sinne zum Gegenteil der Landschaft stellen. Mit Abb. 192 sei daran erinnert.

Im wesentlichen aber als mit zur Landschaft gehörig müssen wir die ausgedehnten Weingärten, die „Weinberge“ betrachten, wie sie am Rhein, an der Mosel, Neckar, in Franken, an der Saale, der Unstrut und manchen anderen Orten Deutschlands zu finden sind. Diese eigentümlichen Pflanzungen, meist auf steinmauergestützten Terrassen im hügeligen oder bergigen Gelände angelegt, bilden mit ihren phantastischen Häuschen so charakteristische Bilder, dass hier zum mindesten mit einigen Beispielen an sie erinnert werden muss. (Abb. 193 bis 195.)

In 196 sehen wir eine an sich lieblich und schön gelegene Ansiedlung, deren höher gelegene Feldmark



Abbildung 192



Abbildung 193



Abbildung 194

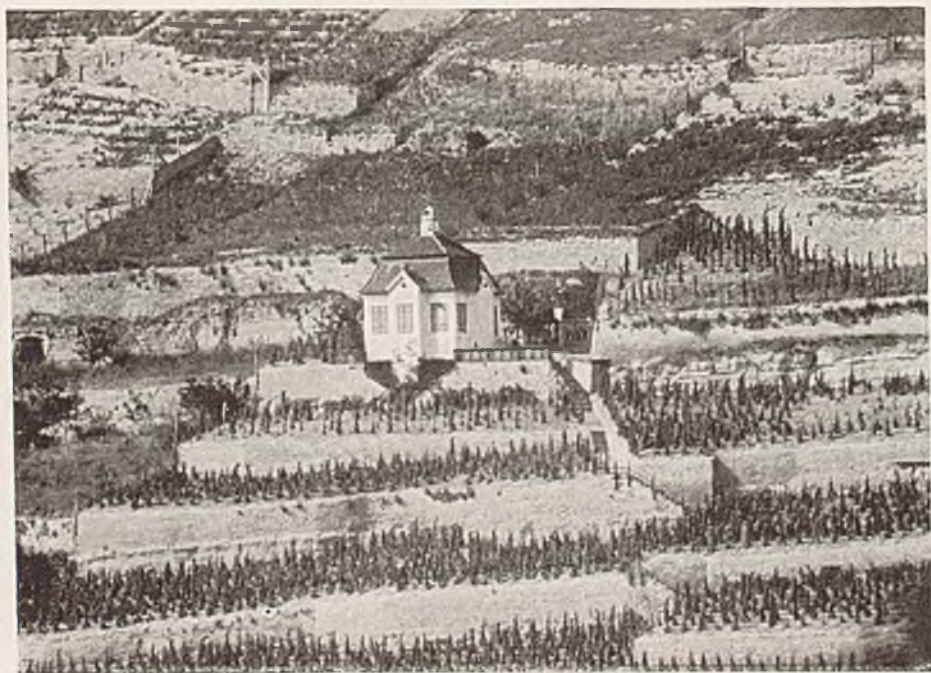




Abbildung 196

aber bereits keinen Busch und Baum mehr aufweist, und dadurch schon ein empfindliches Gefühl der Öde in das Gesamtbild hineinträgt. In Schleswig-Holstein findet man überall die Hecken, die Wege und Felder einfassen und den Namen „Knicks“ führen. Die Abb. 197 und 198 zeugen von den reizvollen Bildern, die dadurch entstehen, von denen sich das zähe Volk auch bis heute noch nicht getrennt hat.

Aber auch an anderen Orten Deutschlands finden sich die Hecken in der Feldmark, besonders in den gemüsebautreibenden Gegenden. Abb. 199 und 200 zeigen solche mehr in Gartenbetrieb genommene Gegenden in Westfalen. Wie reizend wirken hier die Hecken, die eng gedrängt das Tal besetzen, seinen Weg begleiten und trotz aller Nahrung, die sie selbst für sich in Anspruch nehmen müssen, eine Welt von Üppigkeit und Fruchtbarkeit in sich einschliessen. Wie alles Lebende, wie der treue Hund, dem man auch sein Stück Brot nicht missgönnt, bedürfen sie ihrer Nahrung, was nur der verkennen kann, der den tiefen Sinn des Wortes vom Leben und Lebenlassen nie begriffen hat. Wie gemein hier der moderne Ersatz der Hecken durch einen Stacheldrahtzaun aussieht, zeigt Abb. 201.

Die Schönheit unseres Landschaftsbildes beruht nicht Ödland allein auf den in Kultur genommenen Teilen; auch das Ödland kann für sie nicht entbehrt werden. Es sind alle die Flecke Erde, die durch ihre Bodenbeschaffenheit sich entweder nicht zur Zucht von Kulturpflanzen



Abbildung 197



Abbildung 198



Abbildung 199



Abbildung 200

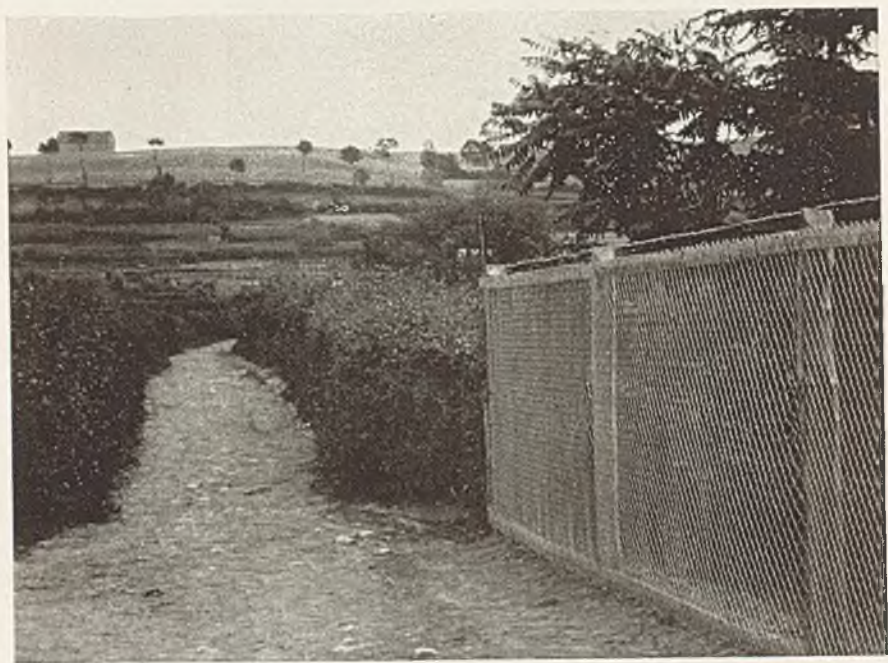


Abbildung 201

eignen, sondern nur kurzes Gras hervorbringen, oder vor allem die vielen Flächen, die zu steil ansteigen, um eine Bewirtschaftung zuzulassen. Und da sie unter allen solchen Stellen verhältnismässig wenig Umgestaltung durch die Menschen erfahren haben, sondern noch ein Stück von der ursprünglichen Erdoberfläche zeigen, sind sie landschaftlich oft von höchstem Reiz. Maler haben sich schon von jeher von der Grossartigkeit der Öde angezogen gefühlt, aber die grosse Menge hat bisher wenig Interesse für sie übrig gehabt und sie kurzweg unfruchtbares, langweiliges Land gescholten. Und obgleich die gestaltende Hand des Menschen an ihnen meist nur in Einzelheiten erkennbar ist, verdienen sie in einem Buch über die Landschaft doch eine besonders ausführliche Würdigung.

Die bekannteste oder doch in ihrer landschaftlichen Schönheit am meisten gewürdigte Form des Ödlandes ist die Heide, jene weiten Strecken un bebauten ebenen oder auch hügeligen Landes, das auch seinem Pflanzenkleid den Namen gab. Meist ist ihr Boden trocken, sandig und unfruchtbar; nur an tiefer gelegenen Stellen, wo das Wasser sich sammeln kann, wird es moorig und sumpfig. Meilenweit ist die Fläche von Heidekraut bedeckt, abwechselnd mit magerem Gras und hie und da etwas Nadelholz. Nur wenig Strecken sind eigentlicher Kultur zugänglich oder ihr gewonnen. So lässt sich an vielen Stellen in der Tat noch von einem vollständig unberührten Lande reden. Es ist bekannt, wie in früheren Zeiten die

Heide als das Sinnbild der Öde und Traurigkeit angesehen wurde und dass es erst der neueren Kunst vorbehalten blieb, ihre reiche Schönheit zu entdecken. Noch Hebbel malt in seinem „Heideknaben“ ein grossartiges Bild düsterster Schrecken; ihre Heiterkeit, den farbigen und formalen Reichtum zu erkennen, gelang eigentlich zuerst der Malerei. Es ist ganz falsch, sich die Heide als durchaus flach vorzustellen; im Gegenteil ist ihre Bodengestaltung, besonders in der charakteristischsten unserer Heiden, der Lüneburger Heide, durchaus hügelig. Zwar ist es kein Hügelland, dessen Täler durch Erosion entstanden sind, denn die Täler sind meist trocken. Vielmehr hat man es mit einer uralten Bodengestaltung zu tun, die noch aus der Zeit stammt, in der die norddeutsche Tiefebene von Gletschern bedeckt war, die hier an ihren südlichen Ausläufen den Moränenschutt in Form ungeheurer Schutthalden ablagerten und die tief ausgeschliffenen Abgründe des alten Felsbodens mangelhaft zudeckten. So entstand ein welliges Hügelland, in dem es auch an einzelnen jähren Abstürzen und Schluchten nicht mangelt.

Natürlich trägt nicht nur die norddeutsche Tiefebene Heidestrecken, sondern man trifft solche über ganz Deutschland verbreitet, wenn es sich dort auch nicht um Flächen mächtiger Ausdehnung, sondern mehr um eingesprenzte Heidestücke handelt.

Welch seltsamen, oft fast feierlichen Rhythmus die weit geschwungenen Bodenwellen mit den graden Zwerg-

säulen des Wacholders hervorzubringen vermögen, deuten ein paar Bilder an. Betrachtet man Abb. 202 recht in der Nähe, so dass das zuerst unklare Gewirre sich zu einem Heere von aufrechten Individuen auflöst, so hat man plötzlich den Eindruck einer unübersehbaren Volksmenge, die durch einen Zauber erstarrt an ihrem Platz stehen geblieben wäre.

Der Gedanke, die weiten Strecken brachliegenden oder doch nur dürftig angebauten Landes nutzbar zu machen, ist oft aufgetaucht, ohne dass es über grössere und kleinere Versuche hinausgekommen wäre. Die Versuche haben meist bewiesen, dass die Kultivierung durchführbar ist, wenn auch Anlagskosten und Nutzen meist in einem nicht allzu günstigen Verhältnisse stehen. Auch die Versuche, jetzt mit Kriegsgefangenen Heidegebiete zu kultivieren, scheinen nur auf beschränktem Gebiet möglich. Es liegt also keine unmittelbare Gefahr vor, dass diese ebenso interessanten wie schönen Gebiete ihre Eigenart einbüßen.

Von sonstigem Ödland, das für die Landschaft wichtig wird, muss man noch die steinigen Geröllhalden in bergigen Gegenden betrachten, die langsam der Bewaldung gewonnen werden sollen, jetzt aber noch mit magerem Wuchse von dünnen Gräsern, kümmerlichen Nadelbüschen und Moosen besetzt sind. Dass auch dieser zum Teil öden Landschaft hohe Schönheiten innewohnen, zeigen Abb. 214 und 215.

Endlich sei hier noch an all das Weideland erinnert,



Abbildung 202



Abbildung 203



Abbildung 204



Abbildung 205



Abbildung 206



Abbildung 207



Abbildung 206



Abbildung 209



Abbildung 210



Abbildung 211



Abbildung 212

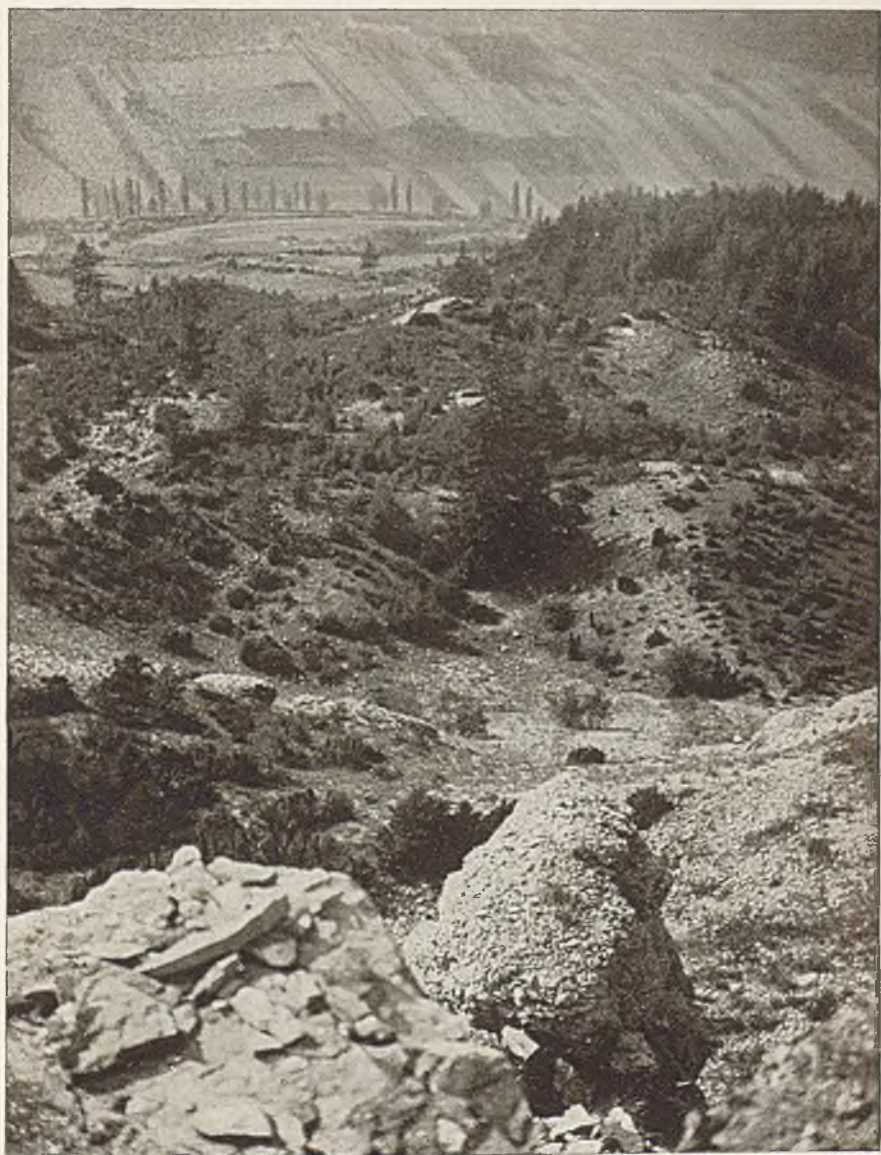


Abbildung 213



Abbildung 214

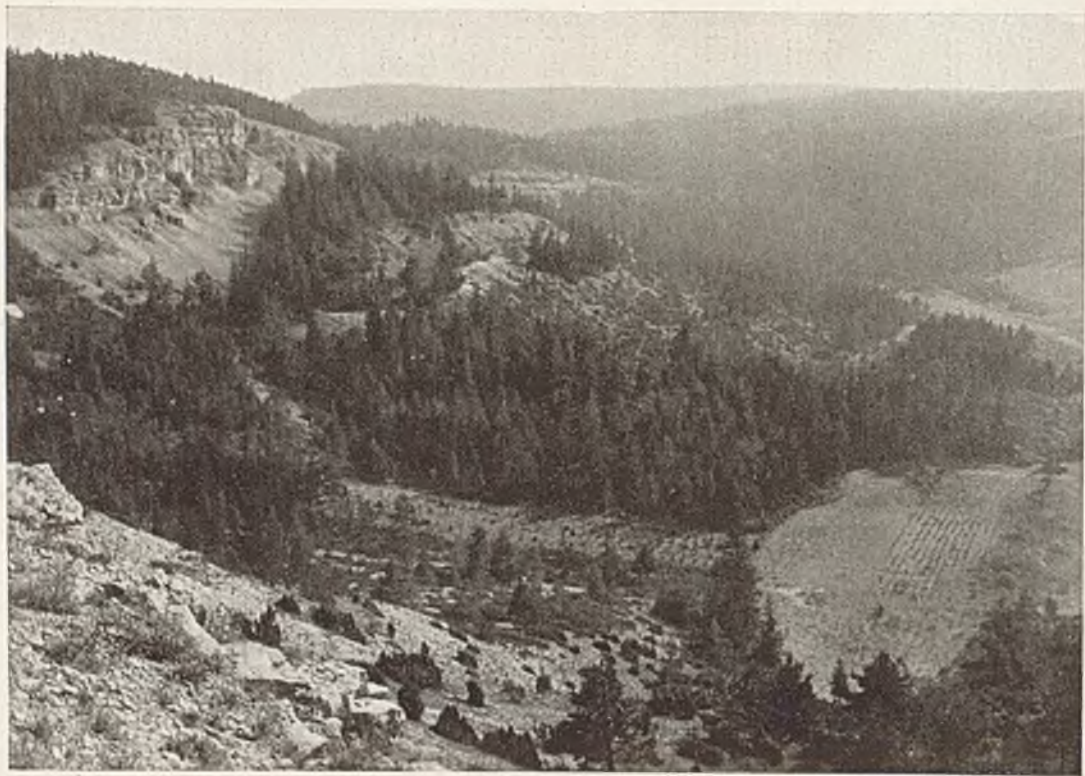


Abbildung 215

das nicht aus fetten und saftigen Wiesen besteht, sondern wo nur eine dünne und wenig nahrhafte Erdschicht über loses oder festes Gestein gebreitet ist, auf dem sich gerade noch eine dürftige Grasnarbe halten kann.

Solches Weideland findet sich in allen Teilen Deutschlands, von der norddeutschen Tiefebene bis zu den Matten der Hochalpen, von der hochgelegenen Steppe bis zu den hügeligen Grashalden Mitteldeutschlands. Diesen letzteren ist Abbildung 216 entnommen, die uns ein Bild von ganz besonders eigenartigem Reiz zeigt. Die Landschaft empfängt ihren besonderen Ausdruck durch den kahlen runden Buckel des Berghanges, der auf seinen flacheren Teilen noch Felder trägt, an den steileren und steinigern Stellen aber mit magerem, kurzem Gras bedeckt ist, über das die Schafe mit dumpfem Getrapp weidend ziehen. Denn Schafe gehören zu diesem Teile mitteldeutscher Landschaft, wie die Kühe in die niederdeutsche Weide und die Ziege in die Berge der Alpen. Das Eigentümliche dieser Schafhalden kommt so recht in den Abbildungen 217 und 220 zum Ausdruck, wo das Rasenkleid wie ein eng anliegendes Sammetgewand die mageren Formen der Halden umspannt. In welchem merkwürdigen Kontrast zu der Weichheit ihrer Oberfläche stehen dann die einzeln zutage tretenden Felsrippen, an deren Fusse der klettenumsäumte Bach einen üppigen Gegensatz bildet. In manchen Gegenden Deutschlands, besonders in Thüringen, findet man diese Halden mit einzelnen



Abbildung 216



Abbildung 217

Obstbäumen bestanden, die wie Tupfen auf einem Pantherfell einen merkwürdigen Ausdruck in die steinige Öde bringen (Abbildung 221).

Noch grössere malerische Schönheit haben oft die Partien, deren steiler Abhang auch dem wenigen Humus, der eine Grasnarbe ernähren könnte, keinen Halt mehr bietet, sondern als regenzerrissenes Gestein sich zwischen das üppige Kulturland einschleibt. Nur einzelne verwegene Büsche haben noch den Mut, sich hier ihren Standort zu suchen, die ihre dunklen Flecke in unregelmässigen Abständen über den Abhang hin verteilen. Auch hier werden die Bilder 219 und 220 am besten selbst sprechen, Wer nicht gewöhnt ist, Landschaft künstlerisch zu betrachten, wird zunächst verwundert fragen, wo hier Schönheiten sein sollen. Trotzdem sollte es doch wohl mit einiger Mühe jedem auch nur einigermaßen Empfänglichen gelingen, auf einem Bild wie 220 den merkwürdigen Zauber herauszufinden, der in diesem wilden Aufbäumen und jähem Durcheinander an vorweltliche Stimmung erinnert. Das Ganze übersät von einem unruhigen Geflacker vieler dunkler Punkte, wird eingeschlossen von zwei grossen Horizontalen: der sicheren starken Linie des Weges, der von feierlichen Pappeln umsäumt ist und den langgezogenen Feldern der Höhe, die wie eine leise beruhigende Hand glättend darüber hinwegstreichen. Die Pappeln sind heute natürlich längst geschlagen.

Wir kommen hier zu landschaftlichen Betrachtungen,



Abbildung 218



Abbildung 219



Abbildung 220



Abbildung 221

bei denen man sofort sehen wird, dass uns im Grunde die verhüllende Pflanzenformation erst in zweiter Linie interessiert, während die Form des Bodens selber, die Tektonik des Landes zur Hauptsache wird.

Diese lässt sich eigentlich nur aus der Geschichte und dem Wesen des hier geformten Materials heraus ganz begreifen. Wenn es auch nicht möglich ist, hier eine Geologie unseres Landes einzuschalten, so werden doch die Bilder des nächsten Kapitels, das den Mineralien gewidmet ist, manches sichtbar machen.



Illustrationsnachweis am Schluss des dritten Teiles.

BG Politechniki Śląskiej
nr inw.: 102 - 126896



Dyr.1 126896